

Der Ring mit dem roten Stein

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **96 (1955)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Ring mit dem roten Stein

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Ueber dem zackigen Felsgrat steht dunkelblauer Himmel. Eine grelle Sonne blendet auf die hellen Mauern des Frauenklosters und glitzert in den kleinen Fenstern der Bauernhäuser, die auf den steilen Matten unter den Felsen verstreut sind. Stoßweise kommt ein kühler Wind von den Bergen der anderen Talseite her, über denen dunkle Wolken dräuen und wilde, weiße Nebelballen fahren. Holzerschläge tönen vom Klosterwald her und das Krachen eines stürzenden Baumes. Dort steht breitbeinig und sonnenverbrannt ein junger Holzer, haut mit blitzender Art und vier wohlgezielten Schlägen ein Kreuz in den harzduftenden Baumstrunk, so genau und gleichmäßig, wie es ihm wohl kein Zweiter in der Gegend nachmachen kann.

Mit stolzer Freude schaut er auf die gefallene, mächtige Tanne. Schweiß rinnt ihm über die Backen. Die krausen Stirnhaare kleben an der Haut. Er sucht zwischen dem dichten Laub und Tannengries den Himmel ab, schaut prüfend auf die drohende Wetterwand, dann stellt er seine Art auf den Boden, holt den Tschopen, den Rucksack und die Säge und steigt, ohne noch einmal zurück zu schauen, bergab. Eine nickende Bergblume zwischen den Zähnen, ein lustiges Lächeln in den Augen, geht er zufrieden durch den rauschenden Wald. Wenn ihm schon der Wind den Geruch vom aufziehenden Gewitter entgegenträgt, er geht ohne Hast und mit bedächtigen Schritten den schmalen Pfad hinab.

Warum beeilt er sich nicht? Das Gewitter kommt näher. Der Weg bis hinunter ins Dorf ist weit. Und wenn er heim will, ins Vogthaus, im langen Loh, dann muß er von halb unten wieder in das Seitental hinauf, manchem langenkehr nach, oder durch die steile Abkürzung nahezu eine Stunde weit tüchtig gehen. Er schaut auf seine nickende Blume und halbwegs auf den

rauen Weg, läßt sich vom Wetterwind anblasen und geht gemütlich mitten in das Gewitter hinein. Mit Rauschen und Sausen kommt der Regen über das Tal. Wie ein gelber Vorhang rückt am Himmel der Wasserguß vor. Der junge Mann kommt zum Fahrweg hinunter. Die ersten schweren Tropfen fallen. Er geht auf das einsame Heugädeli zu, rüttelt an der Türe, prüft das Schloß, setzt die Art an, lüpfst die Türe aus und verschwindet im dunkeln Viereck. Dort stellt er Säge und Art an den Barnen, steigt die Leiter hinauf und legt sich gemütlich ins Heu.

Der Regen trommelt auf das Schindeldach. Der Wind pfeift durch die Balken. Das soll seinen Schlaf nicht stören. Stundenlang könnte er diesem Plätschern und Strömen zuhören. Das ist eine heimelige Musik.

Aber was ist denn das für ein neuer seltsamer Ton mitten im Plätschern und Rauschen? Zaghafte Schritte auf dem nassen durchweichten Boden? Hat er geschlafen? Die Türe ächzt in ihren Angeln. Ein heller Schein kommt die Luke hinauf. Der Schläfer hört gespannt auf jeden Laut. Schritte kommen, gehen bis zur Wand. Keine schweren Nagelschuhe, nicht ein großer Mannerschritt. Und was sind das für seltsame Geräusche, wie wenn nasse Tücher im Wind aneinander schlagen? Der Holzer darf sich im Heu kaum rühren. Und doch, das ist nun doch zuviel. Das hört sich ja an wie Weinen und Schluchzen. Er dreht sich und rutscht ganz vorsichtig gegen die Luke zu, eine halbe Spanne weit und dann wartet er wieder und hört zu. Da weint jemand und heult zum Herz- und Steinerweichen. Endlich kann er hinunterschauen. Ein Mädchen sitzt auf dem Barnenrand, das Gesicht in den Händen vergraben. Von seinem Rock und seinen Schuhen rinnt ein Bächlein in den Schorgraben. Schultern

und Rücken beben vom Frieren und Weinen und die nassen Kleider kleben auf der Haut.

Der Holzer schaut das jammervolle Bild gelassen an. Vielleicht überlegt er sich, wie er hinunterkommen könne, ohne das Mädchen zu erschrecken, vielleicht auch wartet er, um zu erspähen, was noch geschehen soll. Das Mädchen ist gut angezogen, fast gar wie Leute aus der Stadt. Aber die kräftigen braunen Arme wachsen sonst nicht so gut zwischen hohen Mauern. Der Holzer rutscht gegen die Leiter zu. Auf einmal springt das Mädchen auf und starrt ihn erschrocken an. Regenwasser und Tränen rinnen ihm über das Gesicht. „Nein, nein“, sagt der Holzer, „so schlimm ist das nun auch wieder nicht, das bißchen Regen, deswegen muß man doch nicht so gottsjämmerlich heulen.“ In einem Sprung steht er unten vor dem erschrockenen Mädchen, das so groß und schlank ist, daß es ihm fast eben in die Augen schauen kann. Er zieht seinen schweren Tschopen aus und legt ihn sachtlich um des Mädchens Schultern. — „Ein wenig Wärme heilt den See-

lenschmerz, willst einen Schluck Schnaps? Oder noch besser, ich weiß was Dir gut tut, kannst dabei auch noch ein wenig Deine Kleider und Schuhe trocknen.“ Er geht und schaut zur Tür hinaus. „Der Regen wird in einer guten Stunde vorüber sein, setz Dich da in die Ecke, da zieht es nicht und raucht nicht.“ Folgsam setzt sich das Mädchen wieder auf den Barnenrand. Der Holzer schnitzt flink und behend ein Häufchen Späne und in kurzer Zeit knistert und sprokelt nahe der Türe ein lustiges Feuerlein. Dann packt

er aus seinem Rucksack ein wahrhaftes Stück Bratkäs und einen mächtigen Mocken Brot. Der feine Duft vom warmen Käs vermischt sich mit dem blauen Rauch und mit dem munteren Plaudern des jungen Holzers, der dem Mädchen auf seiner schweren harzigen Hand die erste Bratete serviert. „Danke“ ist das erste Wort, das er von dem Mädchen zu hören bekommt. „Guten Appetit“, sagt er höflich, „Weißwein wäre

auch noch gut dazu, ist mir aber momentan ausgegangen. — Schnaps ist wohl zu hitzig und zu scharf für Deine feine Kehle. Aber der Käse ist mild, wirst keinen Durst bekommen.“ Da sieht er erst den schweren Koffer in der dunkeln Ecke stehen, geht hin, hebt ihn prüfend auf und fragt: „Hast Du das schwere Ding bis da hinauf getragen, ganz allein?“ „Ja“. Das ist das zweite Wort, das er zu hören bekommt. Er bringt die zweite Portion Bratkäs. Das Mädchen beißt munter hinein. Die dritte ißt er selbst und sagt derweil: „Du hast Dich aber gemacht, bist groß und stark geworden in der



„Ich hab keinen Liebsten und will keinen Bratkäs mehr.“

letzten Zeit.“ „Kennst Du mich denn?“, fragt es. „Ich hab Dich schon in Tunderbach in der Kirche gesehen, Du bist doch in dem Haus unter der Blitzfluh daheim? Ich weiß nur nicht, bist Du s' Annili oder das jüngere Meitschi?“ „s' Christeli“, sagt es, „s' Annili ist zwei Jahre älter.“ Und er forscht weiter: „Ja und der Toni ist mitten drin. Der hat ja mit mir Militärdienst gemacht. So und jetzt bist Du in der Fremde gewesen und hast von Deinem Liebsten so schmerzlich Abschied nehmen müs-

sen.“

sen, daß Dir die Tränen bis hier hinauf nachgelaufen sind.“ Er bläst ins Feuer, streicht wieder den duftenden Käs aufs Brot und hält ihn dem Mädchen hin. Es wehrt ab: „Ich habe keinen Liebsten und will keinen Bratkäs mehr.“ „Ei, ei, so schnell beleidigt, ich habe Dir nicht weh tun wollen. Nimm den noch, sonst rinnt er mir über die Finger.“ Und wieder greift es gerne zu.

Der Regen rauscht und rinnt und flatscht. Sangsam kommt der Abend, während das Donnern und Blitzen weiter zieht. „Wenn Du nicht so lange fort gewesen wärest, müßtest Du mich auch kennen. Ich holze ja schon lange im Klosterwald, nicht so sehr weit weg unter euerem Haus. Ich bin der Kasi aus dem Vogthaus im langen Loh, wenn nicht der Berg, der Bränderlistock dazwischen wäre, dann wären wir ja beinahe Nachbarn Du und ich.“ „So, Du arbeitest für die Klosterfrauen, dann mußt Du ja ein frommer Mann sein“, sagte Christeli in schnippischem Ton. „Nicht gerade fromm, könnte man eher sagen. Die Klosterfrauen haben mich zum Holzen, nicht zum Beten angestellt.“ So nach und nach kam doch ein ganz munteres Gespräch in Gang. Die Schuhe und der Mantel waren schon ein wenig trockener geworden. Die Sonne machte einen Versuch, durch ein Wolkenloch an die hohen Kämme der Blitzfluh zu strahlen. Dann machten sich die Beiden auf den Weg. Wie ein Federkissen, so leicht trug er Christelis Koffer hinter ihm nach den stotzigen Weg hinauf und ließ sich mit Bitten und Befehlen nicht abschütteln, bis er vor Christelis Haustüre stand. „So, da hast Du Deine sieben Sachen“, sagte er und stellte den schweren Koffer ab, „und wenn Du das nächste Mal heimkommst, und das Drahtseil wieder in Reparatur ist, dann pfeiffst gegen den Klosterwald hinauf, dann komm ich wieder, und mit Vergnügen.“ „Ich danke recht schön. Hab nicht im Sinne wieder fort zu gehen und pfeifen kann ich nicht.“ „Aber einen gespitzten Schnabel hast trotzdem. Behüt Dich Gott, grüß mir den Toni und sag ihm, ich komme bald einmal zu ihm.“ Unterdessen kam der Vater aus dem Stall, ein großer starker Mann, mit schwar-

zen Schnäuzen wie ein russischer Diktator. Kasi ließ einen Jauchzer auffahren und verschwand in großen Sprüngen rainab.

Große Sorgen und große Worte.

Die Sonne lachte über dem Tal von Tunderbach. Jeden Morgen stieg sie über den Schneebergen auf, vertrieb die schwarzen Schatten aus den Tiefen, lockte das helle Grün aus den Matten, die Vögel aus den Wäldern und Hecken, glitzerte auf dem schäumenden Bach, der von Hohenau über die Felsen und Steine heruntersprang, zielte auf die Fahrstraße, die sich in breiten Kehren ins lange Loh hinauf schlengelte. Die Glocken vom Kirchturm im Dorf und vom Frauenkloster weit oben in Hohenau sandten ihre Sonntagsgrüße in die reine Bergluft hinaus. Dies Bild des Friedens und von traurem Glück ließ nicht ahnen, wie schwer manche Sorgen über diesem stillen Land lag.

Im kleinen Schulhaus zum langen Loh saßen die Männer der Genossame mit ernstesten Gesichtern in den engen Schulbänken. Das Schulhaus war nicht größer als die andern niederen Häuser ringsum. Und doch bot die Schulstube genügend Platz für alle Genossenbürger. Wie manches Jahr schon kamen die Männer in dieser niedrigen Stube, mit gerunzelten Stirnen, ratlos zu ihren Beratungen zusammen. Immer kreisten ihre Sorgen um den Bach und um die Sawinen. Der Bach, der zu hinterst von hohen weiten Berggebieten kam, beherrschte unbestritten die ganze Talsohle. Das ebene Land hielt er mit feinen Sandbänken und Windungen, mit feinem Geschiebe und Geröll in seinen Fängen. Da wuchs nur Riedgras, Gesträuch und Gebüsch, Krüppelwald und Placken. Was hatten sie nicht schon alles aufgewendet, um diesen wilden Gesellen zu zähmen, ihm da und dort ein Stück zu entreißen und zu kultivieren. Mit doppelter Kraft und Bosheit überschüttete er es im nächsten Sommer mit Sand und Muhr und Steinen. Und dann die Sawine. Manchen Winter lang blieb sie brav in den Grenzen ihrer alten Züge, ließ den Männern Zeit, Jungwald anzusetzen, zu ver-

bauen und zu forsten. Und dann wieder, wie im letzten Winter, brach sie in den Bannwald ein, segte einen ganzen breiten Hang frei, spielte mit den Tannen, wie mit Streichhölzern und brach über alle Verbauungen hinweg hinunter auf die Straße und weiter bis gegen das untere Tal. Dann war das lange Loch für Wochen von jedem Verkehr abgeschnitten. Und wenn der Frühling endlich Sicherheit brachte, dann mußte die Straße neu gebaut und untermauert werden. Der Ertrag aus den Korporationswäldern, die mühsam verdienten

Franken der Bauern wanderten in die Fuhr- und Maurerlöhne. Und kaum waren die notwendigsten Arbeiten vollendet, dann begann schon wieder der nächste gefürchtete Winter. — „Der Kanton muß einmal einige Millionen schwitzen und der Bund“, rief ein junger Genossenbürger,

„wir machen es wie die andern, wir machen einen Marsch auf Bern.“ Da lachte der Präsident überlaut in die verkümmerten Gesichter

hinein. „Ja, das würde sich wohl noch gut ausmachen, sagen wir im besten Fall drei Duzend Buben und Mannen kommen bei dem Marsch vor das Bundeshaus. Da fragt uns der Bundesweibel, ob wir den Ständeratsaal besichtigen wollen, oder was wir für ein Vereindli feien. Red nicht so dumm, Kasi!“ Da meldete sich der Bauer im Vogthaus zum Wort und meinte, es müsse alles seinen geordneten Weg gehen. Er machte sich anheischig, mit den Herren vom Rat und von der Kantonsregierung zu reden, einen Mann zu finden, der ihnen die Eingabe an den Landrat und dann an die Landsgemeinde so schreibe, wie es Brauch und Recht sei. Das gehe nicht von heute

auf morgen, aber diese Gefahr und Not müsse jeder recht denkende Eidgenosse einsehen. Er sei überzeugt, daß man auf diesem Weg allein und am sichersten zum Ziel komme und zwar zuerst die Lawine und dann der Bach. Er redete nicht schlecht, der große Peter. Während er seine Gedanken langsam und bedächtig in die Köpfe hämmerte, zeichnete er mit der zerkaute Spitze seiner Brissago unleserliche Figuren in die rauchgefättigte Luft. Nach und nach, im weiteren Reden und Raten, streckten sich die krummen Rücken, so etwas wie ein mutiger Op-

timismus kam in die Gesichter. Man glaubte gerne daran, daß der große Peter die Herren im Rathaus zünftig in die Faust nehmen und ergiebig auspressen könne. Ja man sah schon im Geiste den ganzen großen Lawinenhang hinauf mannsdicke Tannen wachsen und den Bach in einem Mauerbett schnurgerade aus dem Tal rauschen und wie ein gesitteter Wasserfall über die Felsen gegen Tunderbach springen. Von

diesem schönen Zukunftsbild begeistert und im Gedanken, daß freundeidgenössische Millionen bald in ihr kleines Hochtal hinaufrollen werden, gingen die Mannen in herzlicher Einigkeit von der Schulstube in die Wirtsstube und ließen ihre Frauen noch lange vor der Suppenschüssel warten.

Am Sonntag nach dieser wichtigen Genossengemeinde kamen die Männer vom langen Loch noch viel später zum Mittagessen. Wiederum hielt sie eine Gemeindeversammlung zurück. Aber nicht im kleinen Schulhaus, nein im großen Saal in Tunderbach. Das Dorf im Talboden, die Leute im langen Loch und auf Hohenau und die weit verstreuten Heimwesen gegen



Das Holzerkreuz im Baumstumpf

Photo Leonard von Matt

den See zu, bildeten zusammen eine Gemeinde. Der Pfarrer von Tunderbach war vor vielen Monaten krankheits halber fortgezogen. Der Kirchenrat hatte längst schon mit allen zuständigen Behörden und allen jenen verhandelt, die dazu ein gewichtiges Wort zu sagen hatten. Heute also sollte ein neuer Pfarrer gewählt werden, um mit dem ewigen Hin und Her, dem Verhimmeln und Verschimpfen endgültig Schluß zu machen. Schon auf dem Hinweg in die Kirche wurde überall heftig diskutiert. Die Männer vom langen Loh und die von Hohenau waren sich einig, daß nur der junge Kandidat für sie in Frage kommen konnte. Dort, wo die Straße vom langen Loh mit dem Bergweg nach Hohenau zusammenkommt, blieben die Männer stehen. Die Frauen konnten lange warnen und jammern, man komme ja zu spät in die Kirche. Sie mußten zuerst noch genau und von jedem wissen, wem er seine Stimme geben wolle. Man wisse wohl, daß die Leute im Dorf einen alten leutseligen Pfarrer möchten, einen der schön zuhause bleibe, jedermann recht gebe und die Sommerkurgäste nicht vertäube. Aber erstens sei es gut, wenn den Dorfleuten in Zukunft von der Kanzel herab zünftig die Moral verlesen werde, und zweitens könnten sie keinen Pfarrer brauchen, der im Frühling und Herbst die Gliedsucht habe und den ganzen Winter lang nicht obfi wolle wegen dem Schnee. Mit roten Köpfen und unternehmungslustig schritten sie endlich dem Dorf zu, kamen just noch vor der Predigt zur Kirchthüre herein. Sie kauten scheinbar an ihren Schnäuzen und an den Rändern ihrer Sonntagshüte und legten sich eifrig die grimmigsten Worte zurecht, die sie dem Gegner an den Kopf werfen wollten. Ungeduld und Kampfgeist ließ wohl kaum einem die Besinnung aufkommen, man könnte jetzt den heiligen Geist als besten und mächtigsten Bundesgenossen anrufen.

Auf dem Kirchplatz blieben sie wieder lange stehen. Längst schon hatte die Glocke zur Versammlung der Kirchgenossen gerufen. Zu allerletzt erst gingen die von den Hochtälern zum großen Saal hinüber. Sie fanden kaum mehr Platz. Kopf an Kopf

standen die Männer. Auf erhöhtem Platz thronten die Kirchenräte, die mühsam eine erkünstelte Ruhe zur Schau trugen und dann wieder nervös die Köpfe zusammensteckten. Während der Begrüßung und dem Verlesen des Protokolls sprachen alle wirr durcheinander. Der Kirchenschreiber konnte sich heiserlärmen, man verstand kein Wort. Aber sobald die Pfarrwahl aufs Tabet kam, wurde es mäuschenstill. Der Kirchmeier schlug die beiden Kandidaten mit rühmlichen Empfehlungen vor. Kaum kam er mit seiner Rede gegen den Schluß zu, meldeten sich schon fünf, sechs Redner mit Händewinken zum Wort. Mit was für salbungsvollen Ausdrücken, mit welcher geschliffenen Redewendungen setzten sie sich für den ersten Kandidaten ein. Das Wichtigste an einem Pfarrer sei, wenn er Rücksicht nehmen könne, Verständnis für die Meinung der andern habe. Man höre in letzter Zeit so viel, wie die jungen Geistlichen angriffig seien und auf das Neue veressen. Immer und überall wollen sie ändern, keine, auch nicht die heiligste und älteste Tradition sei ihnen recht. Die Schulfinder brauchten eine Autorität, und nichts flösse den ungezogenen Kindern mehr Ehrfurcht und Respekt ein als graue und gar weiße Haare. Der vorgeschlagene Pfarrer habe aber auch einen ganzen Kranz, geradezu einen Heiligenschein von weißen Haaren. Es sprach der Apotheker, der Vertreter des Kurhauses, ein Lehrer. Diese alle waren begeistert und ganz gerührt, wie der Vorgeschlagene am bisherigen Ort nur Freunde habe, über alle Massen beliebt sei und halt doch wie keiner nach Tunderbach passe. Endlich kam einer von Hohenau zum Wort, Christelis Vater, der Bergbauer vom Haus unter der Blitzfluh. Diese Felswand hat ihren Namen bekommen von all den vielen Blitzen, die in der hohen Fluh schon eingeschlagen hatten in den halbroten Stein. Und der Mann, der nun sprach, schien wirklich all die Blitze in seinem Kopf versammelt zu haben, mit drohenden Fäusten verteilte er sie unter die Stimmbürger, schlug den jungen Kandidaten zur Wahl vor. Man brauche nicht einen Komplimentenmacher als Pfarrer, sondern einen,

der zu seiner eigenen Meinung stehen könne und den Mut habe dazu. Es sei schon arg genug, wie es jetzt sei, man solle nicht den alten Väterglauben und die guten Sitten weiter abrutschen lassen, wie ein Fuder auf einem glatten Schlittweg. Er wurde immer wieder von heftigen Zwischenrufen unterbrochen und konnte nicht mehr alle seine Trümpfe auspielen.

Der Vorsitzende wollte den Redestrom eindämmen. — Sagte, es sei nun viel geredet worden, Gescheidtes und Dummes, beiderlei und es sei jetzt bald genug. Wie er sehe, seien die Meinungen gemacht. Das Reden könne nicht, nur die Abstimmung könne entscheiden. Da verlangte der Arzt im Dorf, der Doktor Kunrad das Wort. Nun wurde es plötzlich still im Saal. In der Mitte der Köpfe entstand eine Bewegung. Doktor Kunrad drängte sich zum Podium vor, und das war ein gar schweres

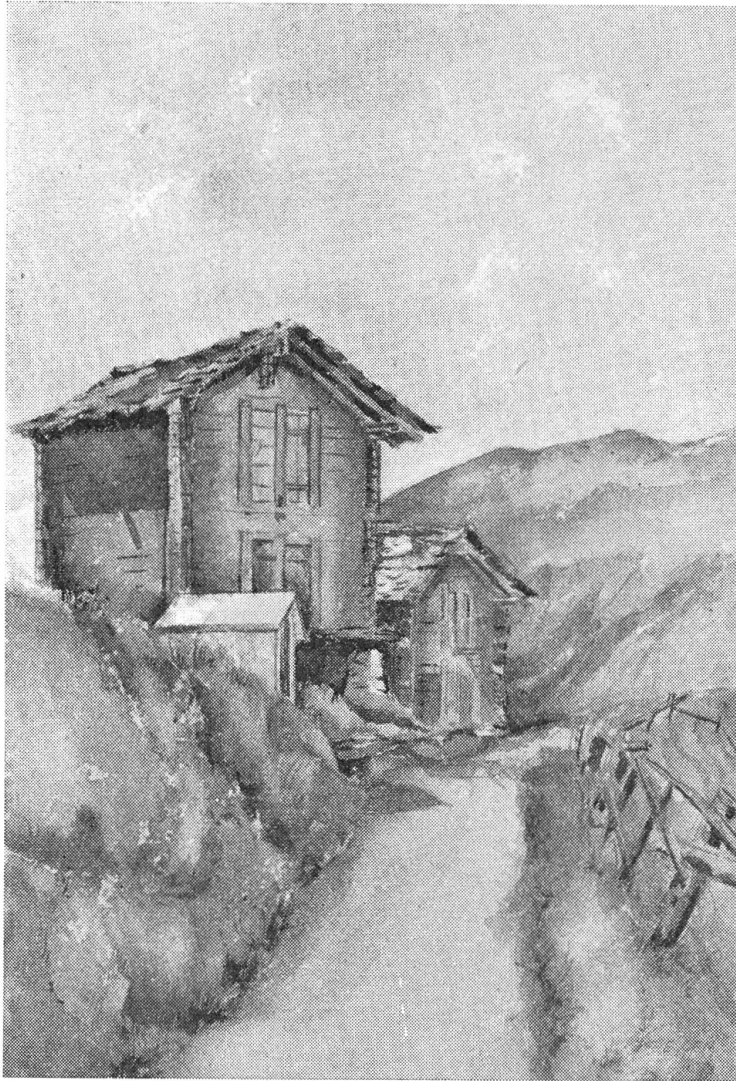
Stück Arbeit. Rund wie ein Weinsfaß, schwitzend und mit den Armen rudernd, erklimmte er die erhöhten Bretter, dann schaute er mit seinen gütigen kleinen Augen über die Männer hin: „Meine lieben Tunderbacher! Schaut mich an. Ich bin nicht mehr zwanzig. Bin nicht mehr eingerichtet zum schnellen Laufen und obsi erst recht nicht. Ich bin

der einzige Arzt hier, weit und breit. So und jetzt sage ich Euch, Ihr habt einen Doktor, der nicht gut laufen kann, und dem bei jedem Stutz und Hoger der Schnauf ausgeht, der wegen seinem dicken Bauch schon so viel Mal zu spät gekommen ist. Und jetzt wollt Ihr partu noch einen Pfarrer wählen, der

auch kein gutes Gangwerk hat. Seit doch vernünftig, wenns einen Unfall gibt oder ans Sterben geht und ich nicht mehr schnell genug kommen kann, dann habt Ihr wenigstens den Pfarrer zu Hilf, wenn Ihr einen jungen und eifrigen wählt. Und der letzte Schritt, denkt daran, der letzte Schritt ist doch immer der wichtigste im Leben.“

— „Jawohl.“ — „Bravo!“ „Abstimmen.“ Die lauten Rufe nach der Abstimmung wollten nicht mehr aufhören. — Kein anderer Redner kam mehr zum Wort. Der Doktor plumpste schwerfällig von seinem hohen Standort auf den

Boden und zwängte sich wieder unter die Leute. Dann wurde abgestimmt. Viele Hände stiegen hoch, für den erstvorgeschlagenen Kandidaten, aber noch viel mehr Hände flogen in die Höhe für den jungen Geistlichen. Die Bergler jauchzten wie an der Aelpplerchilbi. Auf Hohenau und im langen Loh gingen Böllerschüsse los.



Am Weg nach Eggen im Wallis

Nach einem Aquarell v. Staffelbach

Obfi und nidfi umsonst.

Am Sonntag der Pfarrinstallation lag Schnee in der Luft und schneeweiß waren auch die Mädchen gekleidet, die beim festlichen Einzug in die Kirche dem neuen Pfarrer vorausgingen. Brandschwarz standen die Leute auf dem Kirchplatz. Alle waren zusammengeströmt um den neuen Pfarrer zu sehen, der bleich und sehr schlank, aber mit festem sicherem Schritt die Stiege hinauf auf das Kirchenportal zu ging. Alle Bänke waren überfüllt und in den Gängen standen die Leute dicht gedrängt. Kasi, in seinem besten Sonntagsstaat, stand, eingezwängt zwischen Frauen und Männern, im mittleren Gang. Während der feuer-sprühenden Predigt, in der der neue Pfarrer seine Sendung und seine Absicht mit Wärme und tiefem Ernst darlegte, schauten alle unverwandten Blickes zur Kanzel hinauf, begierig zu erfahren, ob ihnen wohl von dort her gute oder unbequeme Ueerraschungen kommen werden. Nur der Kasi benützte die Gelegenheit, der Reihe nach die Köpfe auf der Frauenseite zu mustern. Vergebens drehte und wendete er den Kopf in seinem all zu engen Kragen. Nirgends konnte er die kastanienbraunen Haare Christelis entdecken.

Er stellte sich deshalb nach dem Gottesdienst vor dem Frauenportal auf und schaute scharf in jedes Gesicht, das aus der Kirche hervortrat. Bei seinem weiteren Suchen auf dem Kirchplatz fand er den Toni, Christelis Bruder. Er wagte es nicht direkt zu fragen, redete vom Wetter, vom Militärdienst, vom Wald, von der Jagd, und da der Toni meinte, jetzt müsse er doch endlich heim, sagte Kasi: „Ich wollte schon lange einmal zu Dir hinauf kommen“, und ging neben ihm her.

Schneewolken hingen über die Berge. Da sie nach einer kurzen halben Stunde zur Abzweigung gegen Hohenau kamen, fingen die ersten Flocken zu tanzen an. „Willst Du nicht lieber heim“, fragte Toni, „es kann, wenn es so anfängt, bis in die Nacht hinein schneien und einen zünftigen Haufen herunterwerfen.“ Aber Kasi hörte nicht darauf. Im Floccentanz und Wirbelschnee

stiegen sie hinauf. Sie sahen das Haus unter der Blitzfluh erst, da sie schon ganz nahe waren. Die Hüte und Kleider voll Schnee, traten sie in die warme Stube, wo die Leute schon beim Essen um den Tisch saßen. Aber Christeli war nicht dabei. „Es wird noch in der Küche zu tun haben“, dachte Kasi und setzte sich auf die erste Einladung hin an die obere Tischecke. Annili gab ihm einen Teller. Der Andres und die beiden Buben rutschten nach und machten ihm Platz. Ja, er müsse noch ins Kloster hinüber, wegen seinem Holzwerk etwas berichten, erklärte Kasi und schaute jedesmal gespannt zur Türe hin, wenn die Mutter und eines der Mädchen hereinkam. Mit umständlichem Fragen und Forschen konnte er endlich erfahren, daß Christeli heute bei der Tante im Kurhaus in Tunderbach in der Küche aushelfen müsse. Es sei dort gar viel Arbeit heute, das Festessen und so viel Gäste von auswärts, die zur Pfarrinstallation gekommen seien. „Ich Esel“, wäre dem Kasi bald herausgerutscht, „ich Esel laufe und pfade mühsam den weiten stolzi-gen Weg hinauf durch das kalte Schneeb-lasen und hätte zehn Schritte von der Kirche weg schön an die Wärme zu ihm sitzen können.“ Aber nun mußte er zum Jafsen dableiben, konnte aus dem Fenster schauen, wie der Schnee immer höher stieg und der Weg kaum mehr zu finden war. Als er endlich fortkommen konnte und langsam bergab im Schneetreiben verschwand, meinte die Mutter, die ihm lange nachschau-te: „Merkwürdig, kommt extra hier herauf, um mit den Klosterfrauen wegen dem Holzwerk zu verhandeln und jetzt geht er wieder geradewegs hinunter.“

Im Leben eines jungen Mannes gibt es so Augenblicke, da verschiedene Hindernisse den Weg versperren, da die Vernunft heftig und eindringlich warnt, und der Kopf doch mit aller Gewalt gradaus will, und wenns durch eine meterdicke Mauer geht. Kasi hätte sich doch ausdenken können, daß jetzt im Kurhaus Großbetrieb und viel Arbeit sei, und daß jetzt Christeli nicht gut Zeit zu einer Plauderstunde habe. Aber Kasi ging nicht heimzu, schneeüberschüttet, den Kopf vorgeneigt, mit einem Gesicht wie ein

Tierbändiger, lief er der Straße nach, auf Tunderbach zu. Im Kurhaus waren die offiziellen Gäste fortgegangen, die Festtafel abgeräumt, aber in der Küche wollte die Arbeit noch lange kein Ende nehmen. Kasi setzte sich ins Gaststübli zu einem halben Liter Rotwein und wartete. Er hörte den Gesprächen zu. Freunde und Gegner des neuen Pfarrers diskutierten heftig miteinander. Dann und wann kam Christelis Tante, die seit dem Tode ihres Mannes das Kurhaus führte, eine stramme, hochgewachsene Frau, die mit Würde und vornehmen Umgangsformen mit den Gästen sprach. Kasi, der allein in einer Ecke saß, versuchte mit ihr in ein Gespräch zu kommen. Er verstand es gut, zu plaudern. Natürlich wollte er der Dame imponieren. Er redete von seiner Absicht, zur Ausbildung fortzugehen. — Skilehrer und Bergführer wäre noch etwas, das ihn reizen könnte. Wegen den Sprachen hätte er keine Bedenken und im ganzen Tal sei keiner, der ihm im Bergsteigen und Lastentragen über wäre. „Was Ihr nicht sagt“, und „so, so“, sagte dazwischen die Tante und lockte immer waghalsigere Zukunftsträume aus dem wartenden Kasi heraus. — Er fühlte sich von dem Zutrauen und dem Interesse sehr geschmeichelt, kam immer weiter ins Plagieren hinein, wagte sogar seine Freundschaft mit Christeli ins Gespräch einzuflechten und zu fragen, ob es wohl heute noch heimgehen werde. Die Tante blieb die Antwort schuldig, frug ihn nach seinen Leuten daheim

und wie es jetzt der Mutter gehe und wurde dann plötzlich hinausgerufen. Kasi, im vollen Bewußtsein, dieser Tante einen mächtigen Eindruck gemacht zu haben, bestellte ein reichhaltiges Nachtessen, tätschelte der Kellnerin gönnerhaft die runden Arme, lehnte sich mit einer dicken Zigarre wohligh und großspurig zurück und schlug die Beine übereinander. Dem aufsteigenden Rauch nachschauend, sinnierte er über seine erfolgreiche Zukunft und über die ungeheure Bedeutung seiner Persönlichkeit. Der zweite halbe Liter half ihm diese Gedanken noch etwas höher hinauf zu schrauben.



Bald fingen die ersten Flocken zu tanzen an.

Unterdessen schickte die Tante das Christeli ins Bett. Einige Zeit, nachdem es verschwunden war, stieg sie leise die vielen Treppen hinauf und klopfte an seine Türe an. Sie trat ein und fand Christeli in den Kissen und zugedeckt, just am Einschlafen. — „Christeli“ flüsterte sie dem Ruibekopf in den Kissen zu, „im Gaststübli unten wartet seit Langem ein junger Mann auf Dich, der

Kasi vom Vogthaus im Loh. Schlaf ruhig weiter, es lohnt sich nicht. Ich habe ihn genau angeschaut.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten ging die Tante fort.

Da ist Schluß mit deinem Latein.

Der Winter ist nun endgültig eingezogen. Weg und Hag und Strauch sind eingedeckt. In Scharen fliegen die Krähen krächzend über die weißen Felder und suchen Futter. Den Schnee der letzten Nacht bügelt und glättet ein steifer kalter Wind.

Schon wieder ballen sich schwere Wolken um die Bergspitzen und fahren eine neue Ladung herbei. Peter vom Vogthaus, Kasis jüngerer Bruder, fährt mit seinem leeren Schlitten den Berg hinauf. Er läßt seinen Choli gemütlich im Schritt gehen, hat so noch streng genug bergauf im Neuschnee. Auch ist es so gemütlich dem Schellenklang zuzuhören. Auf der Anhöhe, wo es gegen das lange Koh hin wieder ein Stück weit bergab geht, läßt er die Peitsche knallen und einen Jauchzer aufsteigen in die kalte einsame Luft. Der Choli nimmt einen gemütlichen Trab an. Peter pfeift eine lüpfige Melodie.

Aber was ist das für ein Rumoren und Dröhnen hier, wo kein Haus und kein Mensch ist, weit und breit? Ja natürlich, der Doktor Kunrad mit seinem Auto. Der will wohl seinen blauen Wagen als Schneepflug benützen. Peter zieht das Leitseil an und fährt weit neben den Schlittweg hinaus. Wie ein schreckhaftes Dampfroß kommt des Doktors Wagen daher, in Windungen und mit einer Schnee- und Rauchfahne, sodasß Peter genug zu tun hat, seinen erschrockenen Choli zu beruhigen. Peter schaut dem schlingernden Gefährt lange nach und denkt: „Wenn der nur gut nach Tunderbach hinunter kommt. Das wäre ein tüchtiges Stück Arbeit auch für einen besseren Chauffeur, als der Doktor ist.“ Und ihm fällt plötzlich ein: In der letzten Kehre vor der Anhöhe, hat der Wind eine riesige Wächte in die Straße hineingeblasen. Da kommt der Doktor nicht durch, der bestimmt nicht. Auf der ganzen Straße ist heute kein Fuhrwerk, ist kein Haus, wo er Hilfe holen kann. Ach was, er wird sich schon herauslawieren können, schadet ihm auch nicht, Schneestampfen ist gut gegen die Fettsucht.“ Peter gibt dem Choli einen Zwief und fährt dem Koh zu. Aber nach wenigen Augenblicken springt er ab, nimmt das Roß an der Halfter, wendet seinen Schlitten und fährt zurück. „Will doch wenigstens nachschauen, wie er durchkommt.“ Im Trab fährt er in den krummen Spuren des Autos gegen die Höhe und bis zum Auslug.

Genau wie der Peter prophezeit hat, steckt des Doktors Wagen mit der ganzen

breiten Nase in der Wächte drinn. Der Motor brummt und raucht und der Wagen bleibt stecken. Peter sieht, wie der Doktor um den Wagen herum geht, selber bis zu den Hosentaschen versinkt, hilflos die Arme in der Luft verwirft. Peter ist mit seinem Choli bald zur Stelle. Doktor Kunrad begrüßt ihn mit Begeisterung: „Du kommst mir jetzt gerade wie alle vierzehn Nothelfer in Reih und Glied. Peter, Du bist mir jetzt so lieb wie der Erzengel Michael persönlich mit Schwert und Panzer.“ Peter meint, er habe die Wächte schon gesehen, und er hätte gedacht, es sei schwierig und deshalb sei er umgekehrt. „Ja was, das auch noch, Du bist extra umgekehrt, ja dann bist Du auch noch der barmherzige Samaritan. Wenn ich Zeit hätte, würde ich Dich umarmen, aber das Kind muß in den Spital und darf keine Zugluft bekommen.“ Peter hat unterdessen das Pferd ausgespannt und jetzt erst schaut er in den Wagen und sieht einen Mädchenkopf mit braunen Ruibehaaren heraus schauen. „Ein großes Kind ist das“, meint der Peter, „sieht gar nicht böse krank aus.“ Peter sieht nicht mehr als den Kopf. Von der warmen Luft im Wagen sind alle Scheiben dicht beschlagen. Der Doktor holt aus dem Autokoffer eine kleine Schneeschaukel und fängt an zu schöpfen. Für seinen gewaltigen Leibesumfang gelingt ihm das noch verhältnismäßig gut. Aber nicht lange. Schon pfeift sein Atem, der wie kleine Rauchwölkli in der kalten Luft verfliegt. Da öffnet sich das Fenster und s' Christeli von Hohenau schaut heraus und fragt: „Kann ich das Kind nicht hinlegen und auch helfen?“ Der Doktor fährt zornig auf: „Willst schnell zumachen, kein Luftzug darf hereinkommen!“ Blitzschnell verschwindet der Kopf und die Scheibe geht wieder zu. Aber eine Hand fegt geschwind alle Fenster rein. Christeli will auch zusehen, was mit ihm gefuhrwerk wird.

Peter hat nun mit starken Ketten seinen Choli vorgespannt und versucht nun mit allen Kräften den Wagen rückwärts bergauf aus dem Schnee zu ziehen. Unter dem Neuschnee ist harter Schlittweg. Der Wagen rutscht wieder zurück und der Choli muß nachgeben. Der Doktor gibt sieben Befehle

zu gleicher Zeit. Das Kind im Wagen weint auf und schreit. Christeli hat Angst und bekommt einen roten Kopf. Zweimal macht der Peter das, was der Doktor befiehlt. Und wieder hockt der Wagen im gleichen Loch. Nun nimmt Peter den Zappi von seinem Holzerschlitten und sagt: „Herr Doktor, Sie sind ein studierter und geschiedter Mann. Wenn ich Bauchweh hätte oder einen zerschlagenen Schädel, dann würde ich Sie mit größtem Vertrauen machen lassen. — Aber hier, das ist ein anderer Beruf, da muß jetzt schon ich befehlen können.“ „Hast recht, Peter, bin einverstanden, aber es muß, beim Hagelwetter, schnell gehen; sag, wie willst Du's machen?“ —

„Ja Hagelwetter ist jetzt kaum zu befürchten, aber ich wills machen, wie es am sichersten und schnellsten geht. Herr Doktor, Ihr steigt jetzt ein und setzt Euch ans Steuerrad. Das Kind legt Ihr schön auf den Sitz und s'Christeli hilft mir beim Rosß.“ So schnell wie ein folgsamer Rekrut verschwindet der Doktor im Wagen und ebenso geschwind kommt das Christeli zum Vorschein. — Der Peter braucht nicht lange zu erklären. Es nimmt den schwitzenden und dampfenden Choli am Halfter, spricht gut mit ihm, tätschelt ihm die Nase und den Hals. Peter stellt sich mit seinem Zappi neben das Vorderrad. „Hü Choli, komm schön!“ ruft Christeli, und der Choli zieht. Peter stößt den Wagen ruckweise in die Kehre, und der Doktor lacht. „Bremsen anziehen! He Christeli, langsam zurücklassen“, befiehlt Peter, „und jetzt



Genau wie Peter prophezeit hat.

noch etwas anderes. Er sieht drei Skifahrer, die in flottem Tempo die Lawinentalde hinauf gehen. Peter hat gute Augen. Am Schritt und an den Bewegungen erkennt er seinen Bruder Kasi, der voraus geht und scheinbar mühelos pferdet. Und sieht, daß die andern zwei in den strammen Hosen und mit den roten Jacken junge Weibsbilder sind. Wahrscheinlich Kurgäste aus Tunderbach. Was wollen die noch da oben, nun da es schon auf den Abend zugeht? Oder wollen sie noch in die Klubhütte auf das

wird da bergseits noch etwas ausgeschöpft, daß wir gut durchkommen.“ Und wie nun der Schnee fliegt, wie das Christeli und der Peter wetteifern, wie ihnen der Wind in die Haare und in die Kleider fährt! Dann gleitet der Wagen schön sacht durch die Lucke und bleibt ein Stück weit unten in der Mitte der Straße stehen. Der Doktor ruft zurück: „Peter, Du bist ein Mordskerl, ich will's Dir gern einmal vergelten. Ich

fließe Dir Deinen Schädel gratis und franko, wenn ihn die Nachtbuben zerschlagen haben. Komm, Christeli, wir müssen eilen.“ Christeli will dem Peter auch noch danken, aber er muß schnell weg, muß den Choli zudecken, der dampft wie ein Waschhafen.

Was die Großmutter von alten Zeiten weiß.

Peter bleibt stehen. Er schaut zu, wie der blaue Wagen des Doktor langsam die Straße hintergleitet, wie er in den Kehren sorgsam wendet und glücklich ins Tal hinterkommt. Aber er entdeckt dabei auch

noch etwas anderes. Er sieht drei Skifahrer, die in flottem Tempo die Lawinentalde hinauf gehen. Peter hat gute Augen. Am Schritt und an den Bewegungen erkennt er seinen Bruder Kasi, der voraus geht und scheinbar mühelos pferdet. Und sieht, daß die andern zwei in den strammen Hosen und mit den roten Jacken junge Weibsbilder sind. Wahrscheinlich Kurgäste aus Tunderbach. Was wollen die noch da oben, nun da es schon auf den Abend zugeht? Oder wollen sie noch in die Klubhütte auf das

Sättili hinauf? Lange schaut er ihnen nach und denkt: „Das muß doch ein Höllenkrampf sein in dem tiefen Schnee und so steil hinauf. Wenn der Kasi so viel Kraft und Schwung in die Arbeit hineinlegen würde wie in den Sport, der würde alle Holzer und Heuer ringsum aus dem Feld schlagen. Hü, Choli, wir müssen heimzu.“

Mit Peitschenknall und Schellenklang fuhr er daheim vor den Stall. Der Vater war schon beim Melken und eben dabei, aus dem ersten Kessel dem schwarzen Kater Milchschaum in ein Plättli zu geben. Sobald er den Choli versorgt und abgerieben hatte, kam er zum Vater hinüber, nahm einen Kessel und setzte sich zur Kuh nebenan. Währenddem die Milch in die Eimer zischte, kam langsam ein Gespräch um die Kuhschwänze herum in Gang. Der Sohn Peter frug den Vater Peter: „Was hatte der Doktor im Loh zu tun?“ „In der Langmatt ist ein Kind krank und die junge Frau. Jetzt hat er das Kind mitgenommen.“ „Was hat denn das Christeli von der Blitzfluh hier im Loh zu tun?“ „Die junge Frau und das Christeli sind doch irgendwie verwandt oder befreundschaflet, und weil sie krank ist, wird's wohl gekommen sein.“ „Aber das Christeli habe ich doch seit vielen Jahren nicht im Loh gesehen, gewiß nicht mehr seit es ein Schulmädchen gewesen ist.“ „Ist eben seither immer fort gewesen, bei der Tante im Kurhaus und die hat's dann guten Familien mitgegeben in die Stadt und fort, den Winter über. Soll weit herum gekommen sein, das Mädchen und tüchtig; aber warum fragst Du? Hast Du's getroffen?“ Nun mußte der Peter lange und ergiebig von seinem Erlebnis erzählen. Aber damit nicht genug. Nach dem Nachtessen wollte die Mutter auch noch alles vom Peter vernehmen. Und weitaus am gwunderigsten war noch die Großmutter. Sie saß abends im großen Lehnstuhl am Ofen und fragte unermülich, wenn sie ein Wort im Gespräch nicht richtig verstanden hatte. Die Stube war groß, mit einer langen Fensterreihe mit einer Aufbaumdecke, dunkel vom Rauch und Alter und mit einem Tannentäfer, das jedes Jahr gewaschen und gefegt wurde und darum seinen hellen zarten

Glanz bewahrt hatte. Der grüne Kachelofen stand mächtig in die Stube hinein. Ueber ihm hingen an kunstvoll gedrechselten Stäben karierte Vorhängli. In der Tischecke hing ein jahrhundertealtes Kruzifix und der alljährliche Palmzweig, dessen Nadeln und dürre Blätter dann und wann auf der Eckbank zu finden waren.

Der kleine Bub mußte früh ins Bett. Aber Rosmarie durfte noch aufbleiben. Der Wind rüttelte an den Fensterläden und jammerte im Kamin. Es war ein Abend wie geschaffen zum trauten Beisammensein. Nach dem Rosenkranz begann die Großmutter zu erzählen: „Rosmarie, jetzt bist Du schon alt genug, um die Geschichte von der Muttergottes zu hören, paß gut auf, damit Du sie einmal Deinen Kindern und Kindskindern weiter erzählen kannst. Ich bin alt und krumm, und wer weiß, ob ich noch lange Zeit habe, diese längst versunkenen Zeiten wieder aufleben zu lassen. Du weißt wohl noch nicht, warum unser Haus das Vogthaus heißt.“ Wenn die Großmutter mit einer so feierlichen Einleitung zu erzählen begann, dann mußten alle mäuschenstill am Tisch sitzen. Nur der Vater durfte sich erlauben, seine Pfeife vorsichtig auszuklopfen. Die Mutter schaute deshalb noch einmal nach dem Feuer im Herd und im Ofen und dann kam sie mit der Lismete an ihren Platz.

So fuhr die Großmutter fort: „Unser Haus heißt so, weil der Erbauer ein berühmter Staatsmann und einst Landvogt im Tessin gewesen ist. Dem hat fast das ganze Loh gehört, darum steht sein Haus mitten im Tal und die andern waren nur Pächterhütten. Deshalb ist auch das Haus größer und schöner, weil er für viele Knechte und Mägde Platz haben wollte und weil er ein kluger und mächtiger Mann war. Er ist weit gereist, ist in fremde Kriege gezogen und hat mit dem Papst in Rom persönlich gesprochen. Von einer solchen Reise hat er ein Muttergottesbild heimgebracht, kunstvoll in Holz geschnitzt, mit Gold und herrlichen Farben gefaßt. Das Bild stand immer hier auf der alten Truhe das ganze Jahr bis auf zwei Tage. Das sind die Tage, da in Tunderbach die große Prozession

abgehalten wird. Am Vorabend des Prozessionssonntages wurde der schöne Zweispännerwagen mit Blumen und Kränzen geschmückt, das prächtige Madonnenbild daraufgesetzt, und unter Begleitung vieler Männer und Frauen ins Tal, in die Kirche nach Tunderbach gefahren; dort blieb es vor dem Hochaltar stehen, bis die Prozession es mitnahm. Dieses wunderschöne Muttergottesbild hat der Vogt, Dein Ur-Urahne, Rosmarie, von einem italieni-

hier auf dem Vogthaus sitzt und waltet und so dem Gesetz alles Vergänglichen getrotzt hat. Jedes Jahr fahren die Leute mit der Madonna zu Tal zur Prozession, die nirgends sonst, nur in Tunderbach abgehalten wird. Und jedes Jahr kam sie in feierlichem Zug wieder zurück. Aber einmal drang im Herbst fürchterliche Kriegsnot ins Land. Die Franzosen verwüsteten Tal um Tal, brannten Kirchen aus und steckten die Häuser an, erstachen Kinder und Frauen



Holzer im Bergwald

Photo Leonard von Matt

schen Bischof zum Dank als Geschenk erhalten, weil er ihm einen unendlich großen Dienst geleistet hat, ihm das Leben und den Palast vor wilden Kriegshorden gerettet hat.“ „Und wo ist denn jetzt die schöne Muttergottes?“ fragte Rosmarie. „Wart nur, hab nur Geduld“, fuhr die Großmutter fort, „vor wilden Horden gerettet, von wilden Horden geraubt. So ist das Leben, so zeichnet die Geschichte, aller Besitz ist vergänglich und es ist ein Wunder, ein wahres Wunder von Gottes besonderer Fügung, daß heute noch das gleiche Geschlecht

und schossen viele, viele Männer tot. Alle hier im Loh waren fort, um dem Feind zu wehren. Nur ein alter Großvater blieb beim Vieh und Herd. Die fremden Krieger drangen ins Loh ein und verwüsteten nach Lust und Einfall. Und da die Männer wieder zurückkamen, die Ueberlebenden, war die Madonna fort. Ob sie der Großvater vergraben hat und versteckt? Man konnte ihn nicht mehr fragen. Er lag tot in der Stube, von einer Kugel getroffen. Aber heute noch ist die Verehrung zu diesem herrlichen Madonnenbild nicht erloschen.

Wir und viele Leute beten am Abend noch ein Ave Maria zur Muttergottes im Loh.“

Rosmarieli war still geworden. Selten noch hatte die Großmutter so eindringlich, mit so großen weisen Augen erzählt. Der Vater stand auf, nahm das Licht und ging in den Stall. Die Mutter half der Greisin in den oberen Stock. Und sonst wurde diesen Abend nichts mehr gesprochen.

Wie der Pfarrer zwischen die Tanzenden sitzt.

Der Winter hielt lange die Hochtäler in seinen kalten Fängen. Der Föhn mußte wieder und wieder den Kampf aufnehmen. Viele Wochen blieben die Wolken und Nebel wie eine Bettdecke vor der Sonne. Aber einmal brach auch dies Jahr das neue Leben aus Erde und Asche. Das Grün kletterte jeden Tag höher gegen die Firnen hinauf. Frühling und Sommer kamen fast mit einander mit Hitze und Leuchten und glühendem Abendrot. Der Tag der großen Prozession in Tunderbach rückte näher. Seit uralten Zeiten war dies für die Gegend der große Fest- und Danktag. Von Zeiten her, wo die Pest das Land verwüstete, weil sie weitum das menschliche Leben ausgelöscht hatte. In den letzten Jahrzehnten freilich war der Prozessionssonntag nicht mehr nur ein Dank- und Bittfest, ein Betsonntag geblieben. Immer mehr wurde an die vormittägliche, große, kirchliche Feier ein lärmender weltlicher Teil angeschlossen. Schon kurz nach dem Mittagessen spielte in allen Wirtschaften Tanzmusik. Wo viele Leute zusammenströmen, sind die Spielleute gerne dabei.

In feierlichem Zuge trug ein würdiger Praelat die Monstranz mit dem Allerheiligsten unter dem goldbestickten Baldachin. Zwei Duzend Chorknaben trugen Kerzen und schwangen die Rauchfässer. Fremde geistliche Würdenträger in schillernden Gewändern und Männer der Behörde begleiteten den Zug. Musik und Gesang erschallte, Leute aus allen Häusern und Gemeinden ringsum gingen betend unter den bekränzten Triumphbogen mit und weißgekleidete Mädchen und fromme Mönche.

Das ganze Dorf im Festschmuck, wie nie sonst während dem ganzen Jahr. Und entlang den Straßen, soweit die Prozession sich bewegte, zwischen den Häusern und über die Flur, standen Zuschauer. Von weit her kamen die Leute, um diese Prozession zu sehen. Die Autos mußten in die Matten gestellt werden. Schilder aus vielen Kantonen waren hier versammelt. Aber viele, besonders junge Leute benahmen sich nicht ehrerbietig, zeigten wenig Achtung und Ehrfurcht. Burschen aus den umliegenden Industrieorten nahmen nicht einmal die Zigaretten aus dem Mund, während das Allerheiligste an ihnen vorüberging. Mädchen mit schreiender Bemalung und in Hosen stellten sich wie Modepuppen im Schaufenster aus. Sie waren nicht der Prozession wegen gekommen. Sie warteten, bis in den Wirtschaften der Tanz begann. Für sie war der Prozessionssonntag von Tunderbach zum Tanzsonntag geworden.

Während das betende Volk nach der Prozession in die Kirche strömte, die Predigt eines berühmten Kanzelredners anhörte, dem feierlichen Gottesdienst beiwohnte, lungerten diese tanzlustigen Besucher vor der Kirche und auf dem Platz herum, störten mit Rufen und Lachen die heiligen Handlungen.

Im Brausen der Orgel öffneten sich die Tore der Kirche. Dichtgedrängt kamen die Beter über die Stiegen hinunter, verließen sich in ihre Häuser oder suchten hastig einen Platz in den Wirtschaften, um ein Mittagessen zu bekommen. In allen Gaststuben war Hochbetrieb und auch im Garten neben dem „Engel“ füllten sich die langen Bänke. Fröhliche Festtagsstimmung kam auf. Da und dort trillerte bald ein Klarinett, oder erschallte der helle Klang einer Trompete. Schon am frühen Nachmittag drehten sich die Paare, hörte man das Jauchzen und Träbeln der Bauern und das übermütige Lachen der Mädchen. Die Festfreude und die Tanzwut steigerten sich, je mehr die Sonne gegen die Bergkante zu glitt.

Da geschah etwas Unerhörtes. Der neue Pfarrer, die hagere Gestalt, in seiner langen schwarzen Soutane noch größer schei-

nend, kam vom Pfarrhof her und ging in den Tanzsaal des Kurhauses hinein. Dort setzte er sich mitten unter die Leute, bestellte ein farbloses Tränklein und schaute ernst und forschend in die vielen Gesichter. Aber damit nicht genug. Er ging auch in den „Engel“ und dann der Reihe nach in alle andern Wirtshäuser. Trank ein halbes Glas Sprudelwasser, starrte in die bekannten und unbekanntenen Gesichter, sprach kein Wort, zahlte und ging höflich grüßend wieder fort.

Das wirkte wie eine Bombe. Es kam vor, daß der Tanzplatz nach seinem Weggehen lange Zeit leer blieb, wie sehr sich auch die Spielleute mit den lustigsten Ländlern hervortaten. Die Dorfjasser in der Ecke ließen ihre Karten auf dem Tisch liegen. —

„Hab ich's nicht gesagt! Hab ich nicht gegen diesen Pfarrer gesprochen bei der Wahl!“ rief der Apotheker laut über alle Köpfe hinweg, „habe ich nicht gewarnt, he! Jetzt seht Ihr es selbst. Der wird Euch auf seine Art zum Tanz aufspielen. — Macht Euch gefaßt!“

Der Wirt kam aufgeregt herein, rieb sich überaus eifrig die Hände, nickte und grüßte und sagte: „Was ist denn geschehen? — He Musikanten, einen lüpfigen Walzer, einen kugelrunden. Laßt nicht die Zeit verplämpern. Es ist nur einmal im Jahr Tanzsonntag in Tunderbach.“ Es gab da und dort Männer die mit Frau und Tochter vom Tisch aufstanden und heimgingen. So tot und freudlos war plötzlich die Stimmung geworden. Aber nicht sehr lange. Die Mutigen und die Uebermütigen be-

kamen bald die Oberhand. Das Jauchzen und Jodeln wurde bald lauter als vorher. Weit öffnete der Wirt die Fenster, damit die lustigen Tanzweisen über den Platz und bis an die verschlossenen Fensterläden des Pfarrhofes hinaufklingen sollten.

Kasi war einer der ersten im Kurhaus, der nach dem Fortgehen des Pfarrers mit einem Mädchen zum Tanzen antrat und übermäßig laut jauchzte. Er wollte sich bei



Kasi war einer der ersten, der zum Tanzen antrat.

Christelis Tante beliebt machen, nicht nur mit Jodeln und Stimmung machen. Er half Bierkisten tragen und Tische umstellen. — Er benützte auch jeden Vorwand, um in die Küche zu kommen, wo Christeli in der Hitze, in Rauch und Dampf und in der Arbeit fast gar versank. Diesmal sollte ihm die fürnehme Tante keinen solchen Streich mehr spielen. — Er wollte schon dafür sorgen, daß er in dieser Nacht oder gegen den Morgen zu, eine ergiebige Stunde mit dem Christeli allein sein konnte. Und was er sich in den Kopf gesetzt hatte, das gelang ihm meistens, auch in sehr schwierigen Fällen.

Während die Brautwäsche im Morgenwind flattert.

Der Waschttag im Bauernhaus hat immer sein eigenes Gepräge. Früh schon fliegen die Fensterläden auf und schauen gwundrige Frauengesichter zum Himmel hin und den Wolken nach. Weit früher als an einem anderen Tag klopft jemand an das große Barometer in der Stube. Das Särmern und Poltern mit Kesseln und Zu-

bern weckt die Männer aus dem Schlaf. Aber noch früher und eifriger springen und werken, lachen und rufen die Mädchen, wenn die Brautwäsche in den Zubern liegt.

Ein prächtiger Morgen kam langsam über der Blitzfluh auf. Glitzeriger Tau lag im Gras, da Anneli und Christeli den Waschhafen neben das Haus hinaus stellten. Im Handumdrehen knisterte das Feuer und qualmte der Rauch aus dem krummen Rohr. Und bald begann das Plätschern und Spritzen, das Waschen und Winden, das Seifen und Spühlen, und das Kichern und Scherzen nahm kein Ende. Die Mutter kam mit weißer Schürze, mit unternehmungslustigen Händen und Armen. Aber sie durfte nicht helfen. Die Mädchen wollten Annelis Brautwäsche ganz allein an die Sonne, an das lange Seil hängen.

Eine Wäschhänge, wie in der Blitzfluh, gab es wohl kaum im ganzen Land. Das Haus stand in einem ebenen Hofstetli am grünen Hang, braunschwarz von der Sonne verbrannt. Das breite niedere Dach mit Steinen beschwert. Zwei Reihen blitzsauberer Fenster übereinander und duftweiße Vorhänge dahinter. Stattliche Lauben auf beiden Seiten und rote Geranienblüten auf den schindelgedeckten Klebdächli gleich dutzendweise vor jedem Fenster. Und daneben vielleicht dreihundert Schuh vom Haus weg ragte ein mächtiger Felsblock aus dem Boden, der höher als das Haus seine Spitze gegen den Himmel hinausstreckte: der Herrenstein. In diesen Riesenbrocken waren Eisenhacken eingelassen. So konnten die Mädchen vom Herrenstein zum Haus und zurück das Seil spannen und ihre Leintücher und Nachthemden herrlich in der Sonne flattern lassen. Sie leuchteten bis zum Bränderlistock hinauf, bis hinüber zu den Alpen jenseits des Tales und bis fast zum Dorf Tunderbach hinab.

Dorli, das älteste Mädchen aus dem Nachbarhaus, kam mit einem Rucksack vorbei. Es müsse ins Kloster hinüber und habe gerade noch einen Augenblick Zeit beim Aufhängen zu helfen. Einem so freundlichen Angebot und Lächeln durfte man nicht gut nein sagen, trotzdem man wußte, daß

es dem Dorli nicht um das Helfen allein zu tun war, sondern hauptsächlich um mit den Augen und den Finger指尖en aus nächster Nähe Annelis Brautwäsche Stück für Stück zu betrachten und zu befühlen. „Nein aber wie schön“, und „nein aber auch wie fein und zart“, das Staunen Dorlis wuchs von Stück zu Stück, und „Annili, du mußt auch noch viel Platz haben für all die schöne Wäsche. Hast du auch Schränke und Truhen genug, um alles schön aufzubewahren?“ Annili wehrte bescheiden ab und freute sich doch über jedes Lob, sah nicht den Neid und die Mißgunst in den dunklen Augen versteckt. Dafür mußte dann Christeli einen bösen Hieb entgegennehmen. Als es bei ihm allein stand, sagte Dorli spitzig: „Ihr habts ja gut. Das Glück droht ja Euch zwei nur so zu.“ „Wie meinst du das?“ fragte Christeli ahnungslos. Und Dorli fuhr fort: „He nun, das sieht man ja. S'Annili kann jetzt heiraten und du wirst ja auch nicht mehr lange warten. Weißt wohl noch nicht recht, welchem von beiden du die Hand hinreichen willst?“ „Red nicht so dumm Dorli! Ich hab doch keinen Schatz, mit wem soll ich denn heiraten?“ Da stampfte Dorli mit dem Fuß auf, stemmte die Fäuste in die Seiten und sagte: „Das fehlt jetzt gerade noch, daß Du noch lügst. Da muß ja ein Mensch keine Augen im Kopf haben, wenn er nicht sieht, daß Du zwei Liebhaber hast. Zwei nicht nur einen, und so eine Imperdinenz, zu allem noch zwei Brüder!“ Annili kam in die Nähe. Christeli versteckte sich hinter den großen Leintüchern, um die Röte zu verstecken, die ihm glutheiß über die Backen kam.

Sobald sie wieder allein waren, meinte Christeli: „Dorli, Du mußt zum heiligen Jost wallfahren, dann bekommst Du auch einen Mann, und dann vergeht Dir das Gespenstersehen.“ „So, meinst Du“, gab Dorli zornig zurück, „Gespenster sagst Du! S'Vogthansen-Peters Buben sind keine Gespenster, der Kasi nicht und der Peter. Und Du weißt am besten, daß sie aus Fleisch und Blut sind, wirst wohl schon beide oft genug um den Hals genommen haben.“ Die Mutter rief vom Fenster aus: „Du Dorli, nicht so laut, nicht so hitzig,



Bergkreuz mit dem großen Spannort

Photo L. Bernauer

wenns Streit gibt bei der Brautwäsche, dann ist das ein böses Omen, dann zieht der Unfriede ins Haus.“ Christeli mußte mit aller Gewalt seinen Zorn beherrschen: „Aber Dorli, was Du für ein böses Maul hast! Wenn das die Mutter gehört hat, dann..., dann...“ Christeli nahm die Wäschzaine auf und ging ohne umzuschauen ins Haus. Dorli schaute ihm nach, strich mit der Hand den Rändern der nassen Wäsche nach, sagte geringschätzig: „Grobe, billige Marktware!“ nahm den Rucksack und schwenzelte gegen das Kloster hinüber. „Dem hab ich jetzt einmal die Ruibellocken tüchtig gewaschen.“

Don harten Schlägen und einem harten Herzen.

Der Frühling ist immer eine gefährliche Zeit. Es gibt Menschen, die haben immer zu viel Kraft. Im Frühling kann dieser Ueberschuß an Lebenslust und Muskelkraft kaum mehr gebändigt werden.

Kasi ging vor dem Zunachten auf einem einsamen Felspfad gegen Hohenau hinüber. Es war verwegen, in der Dunkelheit diesen schmalen gefährlichen Weg zu gehen. Aber Kasi kannte jeden Tritt und er fürchtete den bösen Weg weniger als die Nachhuben, die plötzlich aus dem Hinterhalt auftauchten und zuschlagen konnten, bevor man sich nur umdrehen konnte. Er kannte die jungen Burschen von Hohenau, wußte, wie sie rabiat vorgehen, wenn einer vom Tal oder von auswärts mit einem Mädchen dort oben anbandeln wollte. Wie wahre Teufel konnten sie über einen herfallen. Kasi ging vorsichtig und langsam durch den Wald, wartete, bis der Mond hinter den Wolken stand, bevor er über eine Matte oder Lichtung schlich. Kasi war doch auch nicht aus Schafwolle, und bei einer Schlägerei im Dorf war er noch selten vor dem Zweitletzten aus dem Tanzsaal gegangen. Aber das waren Kämpfe, bei denen man den Gegner ins Aug fassen konnte. Hier

oben aber, das war eine gefährliche Sache. Er ging dem Bach nach, dem Gestrüpp und den Stauden und sah Licht im Haus unter der Blitzfluh. Ob der Vater und die Mutter noch auf sind? Oder sitzt schon ein Kilter beim Christeli? Gut wärs, wenn Annis zukünftiger Mann zu Besuch wäre. Das wäre die günstigste strategische Lage. So sinnierte Kasi und pirschte sich vorsichtig immer näher ans Haus. Aber da drinn hoßt ja eine ganze Versammlung, lauter junge Männer, prosten und lachen und reden durcheinander.

Kasi kann warten. Er setzt sich in den Schatten des Hegensteins und schaut auf die hellen Fenster. Der Bach rauscht. Ein Käuzchen loßt. Später kommt ein Fuchs auf den Bach zu. Kasi bleibt mäuschenstill. „Die haben ein gutes Sitzleder“, denkt er, „bekommen wohl noch guten Kaffee serviert. Das ist kein Kunststück da drinnen gemütlich hoßen zu bleiben. Es geht schon bald auf Mitternacht zu, da endlich die fröhliche Gesellschaft auf die Laube hinaus kommt. Fünf kräftige Burschen. Christeli zündet ihnen hinaus, lacht und nimmt Abschied. Kasi schleicht hinter den Stein, da sie näher kommen. Er versteht jedes Wort. „Es ist noch einer drinn versteckt.“ „Ach was, Du hast den Vater gehört, der hat den Husten.“ „Ich glaube auch, es ist noch einer da.“ Und wieder die erste Stimme: „Da soll mich doch der Sabjaß bei lebendigem Leib und auf der Stelle holen, wenn nicht noch einer drinn ist.“ „Geh doch einer nachschauen. Hinten beim Küchenfenster kann er gut durch den Spalt sehen.“ Und schon löst sich einer von der Gruppe und schleicht hinter das Haus. Kasi denkt, das kann ja noch nett werden und hört weiter zu. „Ob das nicht s'Vogt-Hansen Peters Kasi ist?“ „Ja gut, wenns der ist, dem wollen wir warten, der soll nun einmal den Rain hinabtanzen, schön hüpfen auf einem Bein nach unserer Pfeife.“ „Ja, und zwischen hinein so zur Abwechslung wieder ein netter Ueberschlag, mit dem Grind auf einen kantigen Stein.“ So ging Red und Widerred und Uebermut weiter. Kasi drückte sich eng in eine Schrunde des Hegensteins. Der vom Auslug kam zurück.

„Ich habe nichts gesehen, aber das Christeli redet mit einem.“ „Also warten!“ „Wir verteilen uns und bleiben still.“

Ueber eine Stunde lang bleibt alles still wie ein Grab. Kasi steht in seiner Deckung nicht einmal zwei Meter vom Nächsten entfernt und darf sich nicht rühren. Da hört man Schritte auf dem Holzboden. Vorsichtige Tritte auf der Stiege, zweimal auf der Steinplatte und dann das Rauschen im Gras. Ein silberiger Nebel, wie ein heller Schleier steht in der Dunkelheit und darauf sieht Kasi eine Gestalt unter dem Hegenstein durchgehen. Und nun fällt ein Schlag, ein unterdrückter Fluch und ein kurzes Ringen. Von allen Seiten schleichen die andern herzu. Der Kampf tobt ohne Worte. Nun schleppen sie ihn weg bis zum Gebüsch. „Gib ihm“, hört Kasi und schleicht näher. „Gib ihm noch eins mit dem Schlagring.“ Der soll für immer dran denken. „Es ist nicht der Kasi, es ist der Peter!“ „Um so besser, gib ihm zwei Mal!“ Kasi will auffahren, will ihm zu Hilfe. Aber dann packt ihn die Eifersucht. Wie von einer Giftschlange gebissen und betäubt bleibt er liegen und läßt alles geschehen. Endlich lassen sie von ihm ab, gehen ohne ein Wort und ohne viel Geräusch zum Wald hinüber.

Lange bleibt Kasi im Gras nicht weit von seinem Bruder liegen und lauscht, ob er ein Lebenszeichen vernehmen könne. In seiner Brust wogt ein wüster Kampf. Soll er ihm helfen? Soll er ihn liegen lassen und sich freuen, daß ihm die Hohenauer den Rivalen so ohne sein Zutun aus dem Feld geschlagen haben? Kasi hatte bis heute keine Ahnung, daß Peter mit dem Christeli zusammenkam. Kasi steht auf und geht einige Schritte näher. Ohne Bewegung und ohne Laut liegt er da, den Kopf bergab. „Das hätt ich Dir nicht zugetraut“, sagt Kasi halblaut, „daß Du mir so hinterrücks da ins Gehege kommen willst.“ Mit dem Schuh stößt er ihm ans Bein. „Hast aber auch Deine Strafe sauber bekommen, Du verräterischer, falscher Bruder. Wenn Du nicht schon so jämmerlich daliegen würdest, ich würde Dir noch ein paar draufgeben, Du schlechter Kanton.“

Was fehlt Dir eigentlich? Warum redest Du nicht. Zeig her, leg Dich auf den Rücken.“ Kasi kniet neben Peters Kopf. Lange bleibt er dort und starrt in das leblose Gesicht. Er wischt ihm nicht einmal das Blut von den Backen. Dann steht er auf, hebt den Bruder auf, wirft ihn wie einen Sack über die Schulter und trägt ihn weg. Während er zum Kloster hinüber geht redet Kasi laut vor sich her: „Trag Dich jetzt zu den Klosterfrauen, die stehen am frühesten auf. — Kannst dann gleich eine Suppe betteln. Und kannst Gott danken, daß Du lebend da hinüber kommst.“ — Roh wirft er ihn auf die Steinplatte vor der Pforte und geht. Geht schnurgrad den Rain hinab. Dann bleibt er kurz stehen. Kehrt um, geht noch einmal zu dem wie tot liegenden Bruder hin und sagt: „Damit Du nicht sagen kannst, ich hätte Dir nicht geholfen!“ — Kasi läutet mit heftigen, starken Zügen an der Klosterpforte, dann geht er ohne noch einmal umzuschauen mit raschen Schritten heim.

Das rote Licht aus einem Kirchenfenster wirft einen zarten Lichtschein in die Nacht.

Warum redet der Kasi im Traum?

Das gellende Schallen der Pfortenglocke jammerte durch alle Gänge und weckte die Schwester Pfortnerin aus ihrem hauchdünnen Schlaf. Der Schrecken schüttelte sie gradezu aus dem harten Bett. Sie lief in den Zellengang hinaus und starrte auf die Uhr. Da fuhr ein neuer Schreck in ihre Glieder. Um zwei Uhr in der Nacht, durfte

sie da die Pforte öffnen? Die Mutter Priorin fragen und sie deswegen extra aus dem Schlaf aufschrecken? Zweifel und Angst plagten sie. Ach wäre sie doch nie Pfortnerin geworden! Solch außergewöhnliche Vorfälle zerstörten jeden Seelenfrieden. Auf der Treppe blieb sie zögernd stehen. Sollte sie hinauf zur Mutter Priorin, oder zur Pforte? Sie wollte warten, ob noch ein zweites Mal geläutet würde. Das



„Hilf, Himmel, ein toter Mann!“

Ticken der Klosteruhr und der wilde Herzschlag stimmten bei weitem nicht überein. Stille, lautlose Stille! „Ein frecher Bubenstreich“, dachte sie und ging auf die Zellentüre zu. „Und wenn es doch nicht so wäre?“ „Was kann es wohl sein?“ — Schritt um Schritt geht sie in diesem inneren Kampfe die Stiege hinab. Behutsam öffnet sie das kleine, vergitterte Guckfensterchen in der Türe und sieht nichts. Erst nachdem sich die ängstlichen Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, kann sie vage Umrisse erkennen. „Allmächtiger Gott!“ — Da liegt ein Mensch am

Boden. — Heilige Maria! — Ein Mann, und Blut.“

Nun geht ein Huschen und Laufen und Flüstern und Klopfen durch die in Stille versunkenen Gänge. Das Licht wird eingeschaltet. Drei Klosterfrauen treten aus der Pforte. „Hilf Himmel! Ein toter Mann!“

Wenig später läutet auf dem Nachttischli neben Doktor Kunrads Bett das Telefon. „Gut Nacht“, grunzt Doktor Kunrad und dreht sich mühsam auf die andere Sei-

te. Aber die Klingel schreit erbarmungslos. Endlich richtet sich der schwere Mann im Bett auf, nimmt den Hörer und gibt Bescheid. Und nun geht durch den Draht das folgende Gespräch hin und her: „Hier ist die Mutter Priorin vom Frauenkloster Hohenau, Herr Doktor, es ist furchtbar.“ „Ja da bin ich ganz mit Ihnen einverstanden. Vor einer Stunde bin ich von einer Geburt heimgekommen.“ „Herr Doktor, oh je, entschuldigen Sie, daß ich Sie so spät noch so früh störe, aber es liegt ein Mann da bei uns ohne Verstand.“ „Ich habe schon viele Männer gesehen ohne Verstand und sogar Frauen, aber die konnten trotzdem noch herumlaufen.“ „Aber Herr Doktor, der Mann ist fast beinahe ganz tot, kommen Sie bitte geschwind.“ „Ist's wegen einer Schlägerei?“ „Herr Doktor, ich weiß nicht, wie kann ich das wissen, er blutet und röchelt.“ „Hat er sich erbrochen?“ „Ich glaube, nein, Herr Doktor, bei uns sicher nicht. Aber eine Schwester kennt ihn, es sei der Peter vom Vogthaus im langen Loh.“ „Was, der Peter, verflucht und zugenäht, der Peter, dann muß ich kommen, dem hab ich's versprochen, berichten Sie ans Drahtseil, ich komme sofort.“ Der Hörer flog auf die Gabel. Aechzend wand sich der Doktor aus den Decken und suchte seine überall verstreuten Kleider.

Was wissen zwei Brüder, die in ihren Anlagen und Denkart verschieden sind, von einander. Nicht sehr viel. Daß er vielleicht stärker ist, daß er gern Wein trinkt, ob ihn ein Husten plagt und vielleicht ein paar Eigenarten. Aber hineinschauen, wie es im Herzen aussieht und zugeht, was für Gedanken hinter seiner Stirne vorbeihuschen, was ihn plagt oder beglückt. Da hinein schauen können sich die Brüder nicht. Viele wissen von ihrem Freund mehr als von ihrem Bruder.

Peter kam heim, mit kunstgerecht verbundenem Kopf, mit Schmerzen in der Seite und im Rücken, etwas hinkend und gab auf die vielen eindringlichen und unaufhörlichen Fragen den Bescheid, man solle nie in einer mondlosen Nacht und im Nebel Edelweiß suchen gehen. Er wisse jetzt, das sei

gefährlich. Er machte den Versuch zu arbeiten, legte sich dann aber bald ins Bett.

Im gleichen Zimmer schlief auch der Kasi. Als er beim Zubettgehen den Peter wach liegen sah, fragte er: „Geht's besser?“ „So nach und nach“, sagte Peter trocken. „Also dann, gute Besserung!“ Darauf war bald einmal Lichterlöschen.

Peter hatte Zeit nachzudenken. Die Nächte waren lang. Der Schlaf erlöste ihn nur kurze Viertelstunden von seinen Schmerzen. Aber zu den Leiden des zer schlagenen Körpers plagte ihn noch vieles. Immer wieder tauchten die Fragen in seinem tosenden Schädel auf: „Warum ist denn das Christeli so kühl und so abweisend zu mir? Ich sehe doch und lese in seinen Augen, daß es sich freut, wenn ich komme, wenn ich wie zufällig mit ihm zusammentreffe. Sehe eine offene, herzliche Freude in seinem Gesicht. Und wenn ich ihm nur die Hand auf den Arm lege, dann zieht es sich zurück. Ich habe ihm doch nie etwas zuleid getan. Und wenn ich weggehe, dann sagt es jedesmal so lieb auf Wiedersehen.“ Stundenlang drehen sich solche Fragen und Vermutungen hin und her. Und wer nicht aufstehen kann, nicht hingehen kann, nicht fragen und wieder prüfen kann, der wird die bohrenden Plaggeister nicht mehr los. Aber zu Peters schmerzlichen Gedanken sollten noch neue Fragezeichen kommen.

In einer Nacht wälzte sich Kasi im Bett nebenan im Schlaf unruhig hin und her, sprach unverständliche Worte und plötzlich ganz laut: „Christeli! Christeli!“ Und dann später wieder: „Christeli nimm ihn. Nimm den Ring . . . nimm!“ In Peters schwerem Kopf begannen die Plaggeister einen Höl lentanz aufzuführen. „Was hat denn der Kasi mit seinem Christeli zu tun? Wohnt irgend sonstwo ein Christeli?“

Was wissen schon zwei Brüder, was in des andern Herz und Kopf und Gemüt für Pläne, Gedanken und Gefühle wohnen, mahlen und toben?

Aber wenn der Peter nicht ans Bett gefesselt gewesen, wenn er wie eine Fledermaus hätte davonfliegen können und am Fensterkreuz unter der Blitzfluh sich hätte

ankrallen können, die Nacht vorher, dann wären ihm die Augen aufgegangen. Aber nicht weniger Leid und Schmerz wären in seinem Herzen geblieben.

Dort saß der Kasi hinter dem Tisch und redete auf das Christeli ein, hielt einen prächtigen Ring mit einem roten Stein in der Hand, die kunstvoll verschlungene Fassung glänzte und schillerte im Lampenlicht.

„Christeli, wenn Du mir nicht glaubst, daß ich Dir treu sein will, dann nimm diesen Ring. Schau, welche kostbare Arbeit, ich bringe Dir den nicht um einer Laune willen. Ich will Dir damit meine Treue und Liebe verbürgen, für immer.“ — Christeli schaute beglückt auf den schönen Ring, seine Augen leuchteten. Eine so schöne Goldschmiedearbeit hatte es noch nie gesehen. Es dachte an die reichen Leute, bei denen es gedient hatte. An die reichen Gäste im Kurhaus. Nie war ihm ein so prächtiges Kleinod unter die Augen gekommen. — Aber sobald Kasi wieder zu reden begann, wenn es in sein Gesicht schaute, dann erlosch die Freude in

seinen schönen Augen wieder. Währenddem sich der Ring in der starken Hand auf dem Tisch drehte und wendete, begann Christeli endlich zu sprechen: „Du weißt ja, ich bin von meiner Tante zu vielen vornehmen Leuten geschickt worden. Habe da und dort kurze Zeit ausgeholfen und gedient. Ich habe viel gesehen, viel Gold und viel Glanz. Aber das Glück, die Liebe, der Friede, ist nie am Gold gehangen. Treu wie Gold, ja das kann sein. Aber treu wegen

dem Gold, das gibt es, glaube ich, nicht. Und Liebe, die Liebe fragt überhaupt nicht. Sie fragt nicht nach Gold, nicht nach Ansehen, nicht nach Haus und Namen. Sie läßt sich nicht verlocken und nicht befehlen.“

„Das sind schöne Worte, Christeli“, fiel er ihm in die Rede, aber das ist ein echter Beweis.“ Er ließ den Ring auf die Tischplatte fallen, daß er zu ihm hinkollerte. Er-

schrocken, er könnte über den Rand hinaus gleiten, griff es darnach. „Siehst Du, wie schön er ist?“ fragte er, „steck ihn Dir einmal an den Finger, probier einmal, wie er Dir gut steht.“ Christeli spielte mit dem Ring und konnte seinen Blick nicht trennen von dem Glanz. „Mach mir die Freude“, hob er wieder an, „Du mußt mir ja nichts versprechen, aber steck ihn Dir einmal an. Sei doch so lieb, nur daß ich sehen kann, wie er Deine Hand schmückt.“ Endlich, endlich schob es ihn über die Fingerspitze. „Er ist Dir gerade recht, wie für Dich geschaffen, komm ich will Dir helfen.“ Aber Christeli zog die Hand schnell zurück und steckte ihn selbst

an seinen Finger. Einen kurzen Augenblick nur leuchtete und funkelte er an seiner Hand, dann legte es ihn wieder auf den Tisch und schob ihn dem Kasi zu. „Nimm ihn wieder, sei mir nicht böse“, sagte das Mädchen schlicht, „ich kann nicht. Und jetzt geh, es ist spät.“ Blitzartig stieg der Zorn in den hitzigen Kopf. Die Stirne wurde bleich und die Schläfenadern quollen auf. Mit aller Gewalt suchte er sich zu beherrschen. Jäh sprang er auf, nahm seinen



Ridwaldner Meitschi

Photo Leonard von Matt.

Hut vom Ofen, zeigte auf den Ring der einsam auf dem Tisch lag: „Ja ich gehe, aber den da lasse ich da. Du kannst mir ihn nachwerfen, ich hebe ihn nicht mal vom Boden auf. Ich will, daß Du hier den Beweis meiner Treue hast. Und . . . und ich sage Dir auf Wiedersehen, bald auf Wiedersehen.“ „Behüt Dich Gott, und Dein Schutzengel“, sagte Christeli, da er bereits aus der Türe getreten war. Es hörte ihn laut über die Treppe gehen. Dann holte es ein feines Tüchlein aus dem Buffet, nahm damit den Ring vom Tisch auf und ging in sein Zimmer.

Wenn der Peter in seinem Bett die beiden beisammen gesehen hätte und den Ring am Finger Christelis, wie hätte sein Herz laut, lebensgefährlich hart geschlagen.

Was in keinem Buch geschrieben steht.

Peter hatte in der nächsten Zeit nicht mehr so viel Gelegenheit die Träume seines Bruders zu belauschen. Kasi blieb öfters fort. Da er über den Winter ohnehin ein eigenes Holzwerk übernommen hatte und bei der Arbeit zuhause nicht unbedingt gebraucht wurde, mußte er nicht wegen jedem halben Tag Rechenschaft ablegen. Und nach und nach benützte er diese Freiheit, immer mehr seine eigenen Wege zu gehen. Wenn der Vater ihn zur Rede stellte, gab er ausweichende Antworten, er müsse jetzt nur noch dieses und jenes und dann könne er sich vollständig auf eigene Füße stellen. Er habe einen neuen Vertrag und Akkord im Tun, sobald dieser abgeschlossen sei, lege er ihn den Eltern vor. So vergingen wieder Wochen und Monate. Man hörte, daß er als Bergführer waghalsige Besteigungen durchgeführt habe, hörte, daß er mit einer jungen Ausländerin tagelang in den Bergen verschwunden sei. Dann vernahm man wieder, er sei in der Stadt gesehen worden, im großen Hotel der reichen Leute. Die Mutter versuchte immer wieder mit ihm zu reden, ihn zu warnen. Kasi verstand es so gut, seine Abenteuer harmlos und ehrenvoll darzustellen. Er hörte so geduldig und treuherzig der besorgten Predigt seiner Mutter zu und erklärte ihr dann

jeden Zweifel so köstlich und liebevoll, erzählte ihr die rührendsten Geschichten seiner edlen Absichten und guten Taten, so daß die Mutter jedesmal nicht nur beruhigt, sondern geradezu etwas stolz auf ihren mutigen und gescheidten Sohn, ihr bekümmertes Herz mit neuen Hoffnungen füllte.

Eines Abends, Vater war mit dem Werni auf der Alp, fassen die Daheimgebliebenen im Vogthaus um den schweren Aufbauntisch in der Stube, klopfte plötzlich ein schwerer Gegenstand an die Fensterscheibe. Die Mutter öffnete und fragte in die sommerliche Dämmerung hinaus: „Wer ist da?“ Ein tiefe gurgelnde Stimme rief von draußen: „Der Peter soll mitkommen, soll mir meinen Instrumentenkasten ins Guggi hinauftragen.“ „Ja wollen Sie nicht schnell hineinkommen, Herr Doktor?“ fragte die Mutter. „Und wieder der Baß: „Kann nicht, bin pressiert.“ „Nur einen Augenblick“, dann machte sie das Fenster zu und sagte: „Peter der Doktor Kunrad will Dich.“ Aber Peter hatte schon verstanden, war schon beim Suchen der Socken und Schuhe. „Nimm den Eismer mit und die Regenjacke“, sagte die Mutter, „der Biswind läßt nach. Und Deine Pfeife liegt auch noch auf dem Bänkli. Ich gehe dann schon in den Stall.“ „Gute Nacht, Mutter, gute Nacht miteinander, die Kalberkuh muß noch etwas Heu haben, schläft wohl.“ Draußen hörte man die beiden reden und sogleich mit schweren Schritten fortgehen.

Die Großmutter in ihrem Lehnstuhl sagte zu den zwei Jüngeren: „Seht, so wie es der Peter macht, so haben wir es hier auf dem Vogthaus immer gehalten. Wenn jemand gebraucht wird, nicht lange fragen, nicht zaudern, sofort und ohne Ausreden daran gehen. Das hat der Peter vom Vater und vom Großvater und von weit zurück übernommen. Das kommt von der Zeit her, da alle Leute im Loh immer hierher kamen, wenn irgendwo eine Not war. Das geht so zurück bis in die Zeit, da das ganze lange Loh hierher gehörte.“ Dann kam sie so langsam ins Erzählen. Rosmarie das in eine große Schüssel hinein Bohnen rüstete, hätte sich bald in den Finger geschnitten, so versunken und aufmerksam lauschte

es den Geschichten aus alten Zeiten. Die Großmutter erzählte vom Landvogt, der hier seinen Sommeritz hatte. „Ach hätte doch zu jener Zeit, der fromme Eremit Konrad Scheuber gelebt, der im Land Unterwalden viele Jahre Landammann war und in seinem späteren Leben sich in den Ranft und dann auf eine einsame Bergwiese als Einsiedler zurückzog. Hätte er das Glück gehabt, diesem weitsichtigen, prophetischen Manne zu begegnen, vielleicht hätte er ihn gewarnt und von dem gefährlichen Zug abhalten können. Dieser selige Gottesmann hat sich nicht gescheut, die Großen zu mahnen, die fremden Händel zu lassen, mit dem erworbenen Besitz in Dankbarkeit gegen Gott zufrieden zu sein, hier im Land zu bleiben und den eigenen Leuten in Not und Gefahr Helfer und Beschützer zu sein. Unser Landvogt hörte keine solche Stimme. An sein Ohr drang nur der Lärm mannigfacher Kriege, die in italienischen Landen tobten. — Er zog wieder mit vielen

Kriegsleuten ennet den Gotthard, weil er seinem Kriegsherrn das Wort gegeben und die Treue halten wollte. Die Geschichtsbücher berichten davon.

Aber ich will Euch jetzt erzählen, was in keinem Buch geschrieben steht. In einer Stadt dieses heißen Landes, fremdes Kriegsvolk war in die Mauern eingedrungen und hielt viele Straßen besetzt, wagten die Feinde einen Angriff auf das Kastell. Der Landvogt mit seinen Männern entdeckte in der finsternen Nacht die heran-

schleichenden Söldner, rief seine Leute aus dem Schlaf und empfing die Krieger mit einem Hagelregen von Schlägen, rettete das Schloß und trieb die Horden in den Fluß. Der Retter wurde bedankt und gerühmt und belohnt und zuletzt kam die Frau des Schloßherrn und gab ihm ein rotes Schmuckkästlein mit einem herrlichen Ring. 'Bringen Sie das, Herr Landvogt, heim und geben Sie es Ihrer Frau, der Frau

eines Helden.' So hat die Schloßherrin gesprochen und gedankt. Der Landvogt konnte den Ring mit dem prachtvollen roten Stein nicht mehr nach Hause bringen, nicht mehr seiner Frau übergeben. In der großen Schlacht darnach ist er gefallen. Ein Gesandter brachte den Ring im Schmuckkästli heim und den Degen und die Halskette des Landvogts. Er berichtete von den Freunden, die um ihn trauern und vom Grab im Schloßhof, das sie in Ehren halten wollten. — „So ist der Landvogt, Euer Ur-Urahne gestorben.“

Und dann wendete sich die Großmutter

der Frau am Tisch zu und sagte: „So und jetzt bitte ich Dich, hol den Ring aus dem Versteck wo Dich mein Sohn geheißt hat, ihn immer aufzubewahren und zeig ihn Deinen Kindern. Sie werden jetzt bald erwachsen und sollen wissen, was sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat in unserer Familie.“

Wortlos ging die Mutter vom Tisch und in die Kammer. Schweigend hörten sie zu, wie die Mutter lange mit Schlüsseln und Schlössern hantierte. Mit roten Backen und



„Behüt Dich Gott und Dein Schutzengel“,
sagte Christeli.

weit offenen Augen starrte der Bub auf die angelehnte Türe. Und Rosmarie war ganz zaplig und aufgereggt. Da hörten Sie Mutters Stimme eigenartig verändert sagen: „Großmutter, es ist doch so spät, ich zeige ihn ein andermal.“ Aber die Kinder, in ihrer Ungeduld baten und flehten und die Großmutter sagte ernst: „Es ist jetzt Zeit, daß sie ihn sehen, mach nach meinem Wunsch.“ Endlich, nach langem Warten kam die Mutter aus der Türe, bleich war ihr Gesicht und ihre Schritte unsicher. Mit erwürgter Stimme sagte sie: „Großmutter, der Vater ist nicht da. Er ist immer dabei gewesen, wenn der Ring gezeigt worden ist. Ich bitte Dich, laß uns warten, bis der Vater von der Alp zurückkommt.“ Die Großmutter schaute lange in die erschrockenen Züge ihrer Schwiegertochter, dann stützte sie sich mühsam auf den Stock. — „Kommt, Kinder, wir wollen beten und dann ins Bett gehen.“ Alles Bitten und Drängen half nichts.

Als Peter spät in der Nacht heim kam, fand er die Mutter weinend am Tisch.

„Sag mir Ja oder Nein.“

So viel Tränen in einer Nacht. Peter hatte so schon eine zugeschnürte Kehle und ein Weh in der Brust, das ihm fast gar die Rippen aufsprengte. Wenn nicht der Doktor Kunrad auf dem Rückweg von Jagd und Fischen, von Gamsjägern und Enten-
nestern erzählt hätte, wäre Peter wohl kaum ins Haus gekommen. Er hätte auf einem Stein am Bach oder unter einer Esche am Hag gefessen und seinen Kummer gekaut und verbissen. Aber der Doktor hatte bald gesehen, daß sein Freund einer kurzweiligen Ablenkung bedürfe. Er verstand es gut, den Leuten die schweren Gedanken mit lustigen Geschichten aus dem Gemüt heraus zu operieren. Dabei war der Doktor noch enttäuscht, er hatte sich doch einen so schönen Plan zurecht gelegt. — Wollte den Peter ins Guggi hinauf nehmen, weil er wußte, daß dort oben das Christeli bei seinen Verwandten Aushilfe leistete. „Ich will nicht, daß Du mir nach jedem Kiltgang mit zerschlagenem Kopf

herumliegst“, hatte der Doktor vor dem Guggihaus zu Peter gesagt, „weil Du mir so schön willig den Koffer getragen hast, will ich Dir auf eine besondere Art danken. Setz Dich hier auf das Bänkli, ich schicke Dir Deinen Schatz heraus. Und laß Dir Zeit, ich habe lange zu tun bei der Frau.“

Und wirklich und wahr, kaum hatte sich Peter recht hingesezt, kam Christeli nichts ahnend aus dem Haus und auf den großen Ahorn zu. Wie freudig sprang Peter auf und ihm entgegen. Und wie erschrocken blieb Christeli im dünnen Mondlicht, als es den Peter sah. Aber es gelang ihm doch, das Mädchen neben sich auf das Bänklein zu bringen und sogar nach und nach einen Arm auf seine Schultern zu legen. Aber viele Worte brachte er nicht bald aus ihm heraus. Peter aber ließ nicht locker und nicht lugg. Er wußte aus Erfahrung, wie schwer es war, mit Christeli allein zusammen zu kommen. Jetzt, da der Doktor ihm dazu verholten, jetzt wollte er ein Ja oder Nein.

So denken die jungen Männer, jetzt oder nie, Ja oder Nein. Und wissen nicht, welche Abgründe in der Seele eines Mädchens liegen. Wie tief ihre Liebe verborgen ist. Wie wenig sie über ihr Herz befehlen können. Und da Peter sah, daß anstatt eines lieben Lächeln, der Mund im schönen Gesichtlein sich verzog, daß Tränen über die Backen rannen, da wurde sein Reden stockend und die Worte fielen ihm schwer. „Gib mir nur eine einzige Antwort, Christeli, nur ein ehrliches offenes Wort. Hast Du mich nicht mehr lieb?“ Es schaute nicht zu ihm auf, aber mit fester Stimme sagte es: „Doch.“ „Und sag mir noch“, bat Peter weiter, „hast Du einen andern gern, lieber als mich?“ Da öffneten es seine nassen Augen: „Nein, gewiß nicht.“ „Dann ist ja alles gut, Christeli, so komm doch“, Peter zog das liebe Mädchen an sich. Aber es schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte. Peter blieb stumm. Wie sollte er das noch verstehen? Wer kann da noch begreifen warum das Kind vom Weinen geschüttelt wird? Ist doch in seiner Brust ein Jubel und eine Freude. Vor diesem jammervollen Weinen blieb er ratlos

still. Und dann, erst zögernd und stockend, hörte er reden: „Du weißt nicht alles, Peter. Du weißt nicht, wie sehr ich Dich lieb habe, und darum kann ich Dir nicht Ja sagen. So lieb, wie Dich kein Mensch gern haben kann... Aber ich weiß, eine Frau in der Fremde hat mir das prophezeit, und nun habe ich erfahren, daß es wahr ist. Es ist furchtbar schwer.“ Peter wollte widerreden, aber er brachte kein Wort aus seiner engen Kehle. — Christeli fuhr nach langer Pause fort:

„Meine Liebe kann nur unglücklich machen, nur Unglück bringe ich Dir. Du weißt nicht alles. Ich weiß, daß Dich Dein Bruder geschlagen hat, unter dem Hegenstein. — Was weißt Du von Deinem Bruder, der mich heiraten will, ohne nach meiner Liebe zu fragen? — Ich bin schuld, daß er verkommt, in die Gefahr hinaufläuft in die Felsen, in der Stadt herumrennt in alle Spelunken und bösen Winkel. Und daß Du nicht schon tot bist, das ist nicht meine Schuld.“ Jetzt erst fand Peter wieder die Sprache:

„Du siehst Gespenster Christeli, liebes, komm ganz nahe zu mir. Ich will Dir die bösen Gespenster vertreiben. Komm zeig mir, gib mir Dein verweintes Gesicht. Ich will Dir die Tränen verjagen und die dummen Worte der Wahrsagerin, wehr Dich nicht, ich will Dir nur Gutes, nur Liebes tun. Schenk mir Dein ganzes Vertrauen, und alles wird gut und schön und lind.“ Nun fühlte Peter, daß der Widerstand zerfiel, wie es willig sich zu ihm wandte. Und er begann mit so süßen und zarten Mitteln die schweren Gedan-

ken abzulösen und die bösen Gespenster zu vertreiben und dann die Tränen zu trocknen, daß beide das Licht aus der Türe nicht sahen und nicht den dicken Doktor, der laut hustend vor ihnen stand.

Von einer Hochzeit und einem wilden Zorn.

Annili heiratete den jungen Wirtssohn im „Engel“ in Tunderbach. Die herrliche Brautwäsche, die mit ihrem blendenden

Weiß so weithin geleuchtet hatte, kam also in das behäbige Wirtshaus an der Marktgasse. — Das war eine Hochzeit, mit Pferden und Kutschen, mit Musik auf der Straße und im Gartenrestaurant, ein Rufen und Betteln der Kinder, die nahen Verwandten in steifen neuen Kleidern, der Bräutigam in einem eleganten Anzug vom Schneider in der Stadt. — Und die Braut mit einem Schleier, der zwei Ellen breit den Staub von den Bsetzistenen wischte. — Und erst ein Hochzeitessen, mit Braten und Fischen und Wildbrett, fünf Glä-



Sie sahen den dicken Doktor nicht, der laut hustend vor ihnen stand.

ser für jede Person und Gebäck und Dessert und Zuckerzeug. Die Kinder auf der Straße hatten alle rote Mäuler.

Am Nachmittag kamen die Leute aus dem Dorf in den Garten, um etwas von dem Glück und dem Schmaus zu erspähen. Mit ihnen kam auch die Nachricht zu den Festgästen in den Saal, jene Nachricht, die für Wochen, alles Volk in Tunderbach in Aufregung bringen und in verbissen kämpfende Parteien aufspalten sollte. Am Morgen nach der Trauung hatte eine Kirchen-

ratsitzung im Pfarrhof stattgefunden. — Trotzdem strengste Verschwiegenheit befohlen war, sickerte nun jedes dort gesprochene Wort in die festfrohe Oeffentlichkeit. Der Pfarrer hatte an dieser Sitzung erklärt, daß er bei der diesjährigen großen Prozession das Tanzen verbieten werde. Er werde dafür sorgen, daß die Behörde ihm alle Unterstützung verleihe. Er fühle sich im Gewissen verpflichtet dafür zu sorgen, daß der Prozessionssonntag wieder wie ganz früher, ein geheiligter Sonntag sei. Das allerheiligste Sakrament dürfe nicht wieder den Schaulustigen und jenen zu Spott und Ehrfurchtslosigkeit dienen, die nur wegen Tanz und Vergnügungssucht an diesem Tag von weit her kommen würden. Ueberhaupt habe er in alten Urkunden nachgelesen und studiert und darin gefunden, daß die Prozession eingesetzt und versprochen worden sei, als Dank für die Errettung aus furchtbarer Pestnot. Es sei deshalb wohl nicht im Sinne dieser Stiftung gelegen, aus diesem Danktag den größten Tanzrummel des Jahres zu machen.

Wenn ein Schwarm von tausend Wespen in den Engelsaal hineingeflogen wären, es hätte nicht wilder und aufgeregter zugehen können, als nach dieser Meldung. „Der will uns ruinieren“, schrie der alte Engelwirt und verschüttete voll Energie ein Glas Wein, „das ist der ertragreichste Tag im ganzen Jahr. Der Pfarrer soll unsere Zinsen und Steuern bezahlen, dann kann er uns dann dreinreden und vorher nicht.“ Die Tanzenden liefen von der Musik fort und setzten sich zu jenen, die etwas Genaueres wußten. Der Apotheker, der jeden Tag zur gleichen Zeit zu einem Dreier in den Engel kam, entriüstete sich wie ein beleidigter Pfau. „Was, unsere heilige alte Tradition will er angreifen! Habe ich Euch nicht gewarnt vor diesem Pfarrer, damals, da es noch Zeit war? Jetzt haben wir den Salat. Das gibt eine Revolution.“ Ein Weinhändler aus der Stadt, der mit seinem feinen Auto hergekommen war, um dem jungen Paar zu gratulieren, beteiligte sich auch an dieser heftigen Diskussion. Mit überlegener Handbewegung verschaffte er sich an seinem Tisch Ruhe und sagte: „Das

ist ein Angriff auf Euere Ehre, auf Euere ehrwürdigen Bräuche, Tunderbach ist wegen dieser Prozession berühmt geworden, weitum im ganzen Land. Und der Tanz gehört dazu, zu dieser Berühmtheit. Aber das müßt ihr diplomatisch machen. Ich weiß, wie so etwas geht. Ich sage Euch, der Pfarrer muß versetzt werden. Macht wie Ihr wollt, aber es wird auf das herauskommen. Ich gebe Euch einen guten Rat.“ Ein Bäuerlein, das verschmitzt an seiner Pfeife lutschte und unter seinen stacheligen Augsbrauen gar lustig in die aufgeregten Gesichter hinein schaute, meinte pfiffig: „Der Pfarrer hat gar keine schlechte Idee. Er sagt ja nicht der Tanzsonntag in Tunderbach sei verboten, er sagt nur, am Prozessionssonntag wird nicht mehr getanzt. Also gibts in Zukunft zwei Festsonntage in Tunderbach, einer mit Prozession und einer mit Tanz. He Wirt, kannst zweimal ernten, zweimal Deinen Geldsack füllen, geh doch zum Pfarrer und dank ihm für die gute Idee.“

Wer neu hinzukam, wurde mit der Sensation überschüttet, wurde gefragt: „Hast Du schon gehört? Weißt Du auch, daß der Pfarrer die Gemeinde auf den Kopf stellen will? Weißt Du den neuesten Rechtsbruch?“ Und jene, die immer gegen einen jungen Pfarrer gewesen waren, die fühlten sich nun als Propheten. „Ich habe ja früh genug gewarnt, Ihr habts ja so gewollt. Aber jetzt müssen wir alle zusammenstehen und uns wehren wie ein Mann, jetzt oder nie. Wenn wir jetzt nicht radikal Halt gebieten, morgen befiehlt er die doppelte Kirchensteuer, übermorgen verschenkt er Euere Gülden für die Missionen oder weiß ich was für einen edlen Zweck. Aber ich meine, darüber haben doch noch wir Tunderbacher zu bestimmen und nicht ein Fremder, der nicht einmal aus unserem Kanton ist und der kein Verständnis hat für unseren Volkscharakter.“

Kasi war auch zu der Hochzeit hergekommen. Schon lange wollte er mit Christeli tanzen, nun kam er endlich dazu. Schon nach den ersten Tanzschritten fing er an den Pfarrer zu zerzausen. Christeli hörte ihm nicht lange zu. Es sagte ihm: „Damit



Insel bei Richterwil am Zürichsee

Photo O. Furter, Davos

machst Du Dich bei mir nicht beliebt. Ich sage Dir nur so wie ich denke: „Der Pfarrer hat recht. Er ist ein guter Pfarrer und ein ernster, ehrenhafter Priester. Du könntest von ihm viel lernen. Und Du zu allerletzt hast ein Recht, so über ihn zu reden.“ Und wie sie in die Nähe der Festtafel kamen, drehte es sich ihm flink aus den Armen und ging mitten im Tanz an seinen Platz.

Wie sie dem Bischof einheizen wollen.

Die Revolution von Tunderbach kam in vollen Gang. Zeitungsnotizen und sogar ganze Artikel sorgten dafür, daß sich die Geister noch mehr erhitzen. Die Wirte brachten fast jeden Abend und an jedem Jastisch dieses Thema ins Gespräch. Geheim Sitzungen fanden statt, richtige Verschwörungen. Der Pfarrer hielt an einem Sonntag eine grundsätzliche, wohl durch-

dachte Predigt, appellierte an die Ernstdenkenden und gewann sich damit viele Freunde. Aber er konnte nicht verhindern, daß ihn viele auf der Straße auffällig nicht grüßten, konnte nicht verhindern, daß jeden Sonntag mehr Hosenkнопfe, Unterlagscheibchen und Zweiräppler in der Opferbüchse lagen.

In einer späten Nachtsitzung im Oberstübchen einer Wirtschaft wurde hinter verhängten Fenstern in Rauch und großer Hitze beschlossen, eine Delegation zum Bischof zu entsenden. Man wählte aus den heftigsten Gegnern des Pfarrers jene aus, die im Steuerregister einen vorderen Platz einnahmen und über eine respectable Sonntagskleidung verfügten. Fünf Mann sollten diese Reise unternehmen und dem gnädigen Herrn ganz energisch reinen Wein einschenken.

Man war nur nicht so recht sicher, wie man einen solchen Besuch beim Bischof an-

stellen und vorbereiten sollte. Einfach hingehen, auf gut Glück, das wollte man doch nicht. Ein offizielles Schreiben machte jedem der Delegierten etwelches Kopfzerbrechen. Schließlich kam man auf die Idee, den Doktor Kunrad zu fragen. Er hatte zwar bisher nirgends seine Meinung geäußert, aber von einem so gebildeten Mann, der an verschiedenen ausländischen Universitäten gewesen war, konnte man ohne weiteres eine weltaufgeschlossene Gesinnung erwarten. Doktor Kunrad war auch sofort einverstanden, den Brief zu schreiben, mit dem Bischof eine bestimmte Stunde zu vereinbaren und sogar selbst an dieser Besprechung teilzunehmen. Er sagte zu den Ratsuchenden: „Schließlich bin ich der Hauptschuldige an der Wahl des neuen Pfarrers. Ich will nun auch die Konsequenzen ziehen.“ Ueber diese Antwort hocherfreut, beschlossen die fünf Auserwählten, ihre Gesandtschaft um diesen gewichtigen Kopf und Mann zu erweitern.

Aber sie mußten diesen Beschluß schwer büßen. Denn im Auto des Arztes, das nur für sechs normale Menschen Platz bot, blieb neben dem dicken Doktor für die fünf andern nicht mehr viel Raum.

Mit zerknitterten Kleidern und etwas verbogen kamen sie in der Bischofsstadt an, just eine Minute vor der anberaumten Zeit. Im bischöflichen Palais begrüßte sie eine freundlich lächelnde Klosterfrau und führte sie in das herrlich mit alten Möbeln und Bildern ausgestattete Konferenzzimmer. Ein grüner Tisch nahm mächtig die Mitte des gewaltigen Teppichs ein. Aufbaumtäfer mit Renaissance-Schnitzereien zierte die hohen Wände. An der Decke spielten lustige Stuck-Engel mit Blumen und Früchten. Aus goldenen Bilderrahmen schauten herrscherliche Bischöfe längst vergangener Zeiten auf die Tunderbacher herab. Ueber einer alten Bruder-Klausen-Figur prangte der kunstvoll geschnitzte Satz: „Der Friede ist allweg in Gott!“

Die sechs Herren befanden sich nun längere Zeit in einer auffallend unbequemen Stille. Sie schauten gespannt auf die Türe, rutschten in den feierlichen Armlehnstühlen herum und dachten daran, daß sie nun mit

dem linken Knie, statt wie bisher mit dem rechten, zu Boden müßten. Geräuschlos öffneten sich hinter ihren Rücken die Wand und der Bischof kam freundlich grüßend an den Tisch: „Die Herren wünschen mich zu sprechen, Gott gebe Euch einen guten Tag.“ Die Tunderbacher sprangen auf und drängten sich herzu. Nur der Doktor konnte sich nicht vom Stuhl erheben, weil ihm die Armlehnen zu eng waren. Mit einer schlichten Geste lud der würdige Herr, dem ein funkelndes Kreuz an einer schweren Kette auf der Brust hing, die Männer zum Sitzen ein. Die ersten Worte kamen ihnen etwas trocken aus dem Mund. Es war doch alles so gut vereinbart. Wer zuerst sprechen, was er zur Einleitung vorbringen sollte. Aber diese Reihenfolge klappte von Anfang an nicht. Der Bischof wollte sie nicht länger in der Verlegenheit lassen und sagte zum Köchliwart: „Sie tragen einen sehr schönen Bart, mein Herr, ist es in Ihrer Gegend heute noch Brauch, solche Haartracht zu pflegen?“ Damit war natürlich das Konzept erst recht außer Rand und Band. Der Enzimattbauer, der den Wirten in Tunderbach das beste Träsch und Bätzwasser lieferte, rettete schließlich die Situation. „Herr Bischof oder gnädiger Herr“, sagte er mit rauher, lauter Stimme, „wir kommen wegen unserem neuen Pfarrer, das ist ein Skandal!“ Und dann zog er vom Leder, wie bei der Viehprämierung, wenn er sich für seinen Muni wehrte. Der Bischof hörte ruhig und ergeben zu. Am Schluß sagte der Enzimättler: „Basta, und jetzt hab ichs gesagt!“ Dann fing er nochmals an, kam wieder zum „Basta“ und wiederholte den Anfang zum dritten Mal. Der Bischof wartete, ob nicht noch ein vierter Schluß fällig sei, dann fragte er: „Darf ich auch die andern Herren um Ihre Meinung bitten?“ Es blieb nicht viel mehr zu sagen, der Enzimättler hatte schon alle Büschel und Böschchen abgemäht. Aber es blieb immer noch Raum für die persönliche Entrüstung jedes Einzelnen, oder für einen speziellen Hinweis auf die traurige Tatsache, daß ausgerechnet ein Geistlicher die heilige ehrwürdige Tradition von Tunderbach zerstören wolle. Zuletzt wandte sich der Bischof zu

Doktor Kunrad hinüber und sagte: „Ich glaube, Sie haben mir geschrieben, nicht wahr, wollen Sie auch noch Ihre Meinung bekunden?“ Doktor Kunrad begann: „Ja, Erzellenz!“

Ei was machten die andern für Gesichter, da der Arzt plötzlich mit dieser neuen Anrede auftrat. Der Doktor, der in seinem Stuhl etwas eingeklemmt saß, suchte aus alter Gewohnheit seine Schnupftabakdose, während er zu reden begann. Und da er sie öffnete, zögerte er einen Augenblick und fragte: „Darf ich?“ Der Bischof nickte lächelnd und Doktor Kunrad fragte nochmals: „Darf ich?“ und bot dem gnädigen Herrn eine Prife an. Mit zwei feingliedrigen, etwas zitternden Fingern nahm seine Erzellenz höflich dankend eine Prife. „Erzellenz“, begann der Doktor nochmals, „ich bin von meinen Mitbürgern eingeladen worden mitzukommen und an dieser Besprechung teilzunehmen. Die anwesenden Herren haben angenommen, daß ich genau wie sie, eine fürchterliche Wut auf unseren Pfarrer habe. Sie haben mich nicht darnach gefragt, was ich hier für eine Stellung einnehmen werde, und ich habe sie ihnen auch nicht auseinandergesetzt. Ich habe mir gedacht, es sei vielleicht für alle Beteiligten von Vorteil, wenn schon bei der ersten Besprechung verschiedene Meinungen zum Wort kommen. Gnädiger Herr, was ich zu sagen habe, will ich kurz fas-

sen. Nach meiner Meinung ist nicht der Plan des Pfarrers, sondern die bisherige Art, wie der Prozessionssonntag durchgeführt wurde, ein Skandal. Was ich über den Pfarrer sagen möchte ist dies: Ich habe ihn in der Kirche, am Krankenbett und bei Sterbenden gesehen. Für die gute Gesinnung dieses Mannes büрге ich. Für diesen Mann lege ich die Hand ins Feuer. Es

ist ein Glück, einen solchen Pfarrer bei uns zu haben.“ — Dann sagte er lachend zum Enzimmättler hinüber: „Basta!“ — Der Bischof schaute vom Doktor weg zu den entsetzten Gesichtern und fragte: „Hat einer der Herren sonst noch etwas auf dem Herzen? Andernfalls nehme ich an, diese Besprechung werde viel zur Befriedigung in Euerer Gemeinde beitragen. Ich werde mir das Anliegen reiflich überlegen und dem Kirchenrat entsprechend Weisung geben. Ich wünsche den Herren eine angenehme Reise und eine glückliche Heimkehr.“ Er verabschiedete sich mit Würde und trat



Ursprüngliche nidwaldnerische Volkskunst

Diesen „Taufstein“ in Wiesenberg hat der alte Sigrift Hans Obermatt aus einem Ahornstamm geschnitzt

Photo Hans von Matt

wieder durch die kleine, im Täfer versteckte Türe. — Doktor Kunrad fuhr allein in seinem Wagen heim und freute sich, nicht mehr so eng am Steuerrad zu sitzen.

Wie die dunkle Nacht das Herz auf tut.

Peter war nicht ein Mann, der sich leichtsinnig der Gefahr aussetzte. Aber Furcht und Angst kannte er nicht. In einer küh-

len Sommernacht saß er auf dem Bett und las Christelis Brief zum sechsten Mal. Briefe schreiben, war nicht sein Vergnügen und auch nicht seine starke Seite. Und doch wollte er, daß es möglichst schnell eine gute Antwort bekomme. Er drehte und wendete das Papier mit der zarten Handschrift, suchte in der Tischschublade nach Tinte und Feder. Ueberlegte sich schon zum Voraus jeden Satz, um ihn gleich wieder zu verwerfen. Dann griff er entschlossen in den Kasten nach den Sonntagshosen, suchte ein frischgewaschenes Hemd, zog sich hastig an und verließ bald, die Schuhe in den Händen, das Haus. Der Mond würde noch fast zwei Stunden seinen Bogen ziehn. Peter ging auf dem schmalen Pfad den Felsen nach.

Da er in den Klosterwald kam, erlosch das bleiche Licht. Er konnte ungesehen über die Matte hinauf gehen und hinter das Haus schleichen. Eine Leiter fand er unter dem Gadendach. Vorsichtig stieg er zu dem dunklen Fenster der Mädchenkammer hinauf, horchte lange, hörte keinen Laut und klopfte leise. Drei Schläge und dann etwas stärker, wieder drei Schläge und so lange, bis er Schritte im Zimmer vernahm. An der untersten Ecke bewegte sich das Vorhängli, er meinte ein Gesicht zu sehen und sagte: „Christeli, mach auf, ich bins, der Peter.“ Das Gesicht verschwand, und wieder war alles mäuschenstill. Wieder begann er zu klopfen. Nun hörte er, wie sich sachte der Fensterriegel bewegte, fühlte, wie sich das Fenster ein klein wenig öffnete und hörte eine Stimme: „Sei still, geh hinunter, ich komme.“

Wie mit Katzenpfoten, so leise glitt Peter die Leiter hinab. Hob bei jedem Schritt den Schuh, um das Rauschen im Gras zu vermeiden und wartete ob dem Tenn. Wie lernen auch die jungen Leute so geschickt zu laufen, daß kein Brett und kein Stiegentritt knarrt, mit einem veralteten, verrosteten Türschloß so sachtli umzugehen, daß kein Mechzen und kein Gieren die tiefe Stille stört. Oder hilft ihnen ein eigens hierfür ausgebildeter Schutzengel? Lautlos kam eine Frauengestalt auf den Peter zu: „Christeli“, sagte er leise, „ich danke

Dir, daß Du kommst“, und schlang den Arm um seinen Nacken, „Du liebes Du!“ Aber da kam er böse an. Mit kräftigem Schwung entwand es sich, faßte ihn geschwind an der Hand und zog ihn weiter fort. Peter erschrak. Auf so einen rabiaten Empfang war er nicht gefaßt. Aber ihm sollten bald, trotz der schwarzen Dunkelheit, die Augen aufgehen. Kaum daß er mit seiner Hand dem Gesichtlein nahe kam, erhielt er einen kräftigen Schlag. „Christeli“, sagte er erstaunt. „Du dummer Peter“, hörte er nun reden, „ich bin nicht Dein Christeli, ich bin des jungen Engelwirts Frau und nur diese eine Nacht hier, weil mein Mann zwei Tage verreist ist, und Dein Christeli auf der Alp.“ „Ich Esel“, sagte Peter und dachte an den weiten gefährlichen Weg, „so ein Mastochs!“

„Aber es ist trotzdem gut, daß Du gekommen bist, Peter“, fing Annili zu reden an. Dann gingen sie neben einander den ebenen Weg hinüber. „Peter, willst Du mit dem Christeli ernst machen?“ frug die junge Frau, mit Besorgnis in der Stimme. Peter wollte nicht recht herausrücken. Noch mit keinem Menschen hatte er über seine Liebe gesprochen. Nicht einmal mit dem Doktor Kunrad. Und war er doch damals drauf und dran gewesen, sein Herz aufzu-tun. „Ernst machen“, gab er zurück, ernst machen... Heiraten will ich das Christeli und das so bald es wirklich ja sagt. Du solltest den Brief lesen können, den ich heute bekommen habe. So lieb, und so voll Liebe und ein so sauberes, herrliches Kind. Und wenn ich frage, dann kommen die Tränen, dann kommt die Angst.“ Peter redete sich allen Kummer vom Herzen. Sein Vertrauen wuchs mit jedem Wort. Er hatte eine geduldige Zuhörerinnen neben sich.

Nach seinen langen Reden sagte Annili ernst: „Was meinst du, Peter, mir sei Christelis Angst und Kummer gleichgültig? Christeli ist nicht nur meine Schwester, es ist meine liebste Freundin. Aber Du machst das falsch. Du mußt zuerst die Geschichte mit Deinem Bruder ins Reine bringen. Du darfst nicht so tun, als ob Du von Deinem Bruder himmelweit weg wärest, und von all seinen Plänen und seinem Tun nichts

weiß. Ich weiß, daß das Christeli Dich gern hat. Aber es will nicht in Euer Familie hineinstehen zwischen Dir und ihn, und so einen unheilbaren Unfrieden in Euer Haus hineintragen. Du kennst seine Angst. Sie ist gar tief in ihm eingefressen, schon viele Jahre. Und wenn Du Dich mit dem Kasi ausgesprochen und gefunden hast, dann will ich Dir helfen, Peter. Will Dir helfen, weil ich weiß, daß ich damit dem Christeli einen

Eine böse Abrechnung.

Wieder schlugen die Gehässigkeit und die Aufregung hohe Wellen in Tunderbach. Im Amtsblatt wurde eine offizielle Erklärung veröffentlicht, daß dies Jahr in Tunderbach das Tanzen am Prozessionssonntag nicht erlaubt sei. Eine Woche später werde aber im bisherigen Rahmen ein Tunderbacher Tanzsonntag stattfinden. Männer und



Der Betrüger auf Kernalp

Seine Stimme ist auf tragische Weise allzfrüh verstummt

Photo Hans von Matt

guten Dienst tun kann. Und jetzt geh Du schön ruhig heim, Peter. Es ist nicht schicklich, zu so später Stunde mit einer jungverheirateten Frau in der Dunkelheit spazieren zu gehen. Hab Sorg, nimm lieber den weiteren Weg. Ich weiß, Christeli würde sich das Herz totweinen, wenn Dir ein Unglück geschehen würde.“ Annili bot ihm die Hand zum Abschied, die er mit beiden Händen ergriff und herzlich dankte. Dann ging es mit leichtem schnellem Schritt in das Dunkel hinein, auf das Haus zu.

Peter stieg vorsichtig bergab. Noch nie war er so glücklich von hier fortgegangen.

Frauen beider Parteien lasen den Text so genau und so oft, daß sie ihn vorwärts und rückwärts mühelos aussagen konnten. Die Wirtschaften waren überfüllt. Jedermann wollte die Meinung der anderen hören, wollte vernehmen, was nun von beiden Seiten geplant und vorgekehrt werde. Die Wirte versprachen den Getreuen Freibier und Bratwürste so lang, daß sie auf jeder Seite des Tellers drei Zoll über den Rand hinaus hängen würden oder Spezialschübli-ge von der Dicke einer Taschenuhr. Die Geheimitzungen im Oberstübli dauerten bis in den Morgen hinein.

Der Vater im Vogthaus kam glücklich und mit gesundem wohlgenährtem Vieh von der Alp heim. „Du mußt die Schneiderin kommen lassen“, sagte er zu seiner Frau, „Du sollst Dir ein schönes neues Kleid machen lassen. Es kann sein, daß dies Jahr nicht mehr so viele Leute an der Prozession teilnehmen. Darum wollen wir uns besonders gut rüsten darauf. Was meinst Du, Du könntest auch an diesem Tag den goldenen Ring mit dem roten Stein an den Finger stecken? Als Schmuck an der Prozession würde er doch bestimmt zu Ehren getragen. Der Vater sah nicht, wie die Mutter bleich wurde. Achtete nicht, wie sie sogleich die Arbeit niederlegte und in die Küche verschwand. Aber am Abend, da sie in der Stube allein waren, fing er wieder davon an. Und dann brachte er sie zum Reden. Sie sagte, wie leid es ihr tue, daß sie ihm die glückliche Heimkehr von der Alp und die Freude vergällen müsse. Sie hätte nicht gewagt, von sich aus davon zu reden. Aber nun er nicht mehr nachgeben wolle, müsse sie wohl mit der Wahrheit heraussprechen. „Der Ring ist nicht mehr da.“ Das Versteck, das Kästlein, alles sei wie sonst verschlossen gewesen, die Schlüssel, jeder an seinem Ort. Aber der Ring verschwunden. Sie erzählte, wie sie durch die Erzählung der Großmutter darauf gestossen worden sei. Aber keine Spur von einem gewalttätigen Erbrechen der Schlösser, kein verdächtiges Zeichen. Sie habe doch immer wieder ihr Halsbätti und die große Brosche dorthin versorgt. Und nie, auch nur eine Unordnung entdecken können.

Zuerst wollte der große Peter auffahren: „Viele hundert Jahre, über ein Dutzend Generationen lang, ist der Ring vom Vater auf den Sohn hier im Vogthaus vererbt und in Ehren gehalten worden. Und Du hast ihn jetzt verloren. Wann hast ihn das letzte Mal gesehen?“ Nun er aber sah, wie schmerzlich bekümmert seine Frau war, mäsigte er seine Stimme: „Wer war denn hier? Sind Fremde dagewesen? Hast Du einen Verdacht?“ „Oh wenn Du wüßtest“, sagte die Mutter, „wie manche Nacht ich wachgelegen bin. Wie ich jeden Tag zurück durchgedacht, jedes Gesicht, das in die Stu-

be gekommen ist, in der Erinnerung durchforcht habe.“ Und nun spann sie alle Gedanken der schlaflosen Nächte wieder auf. Der Vater half ihr mit Fragen. Bis ihnen vor lauter Sorgen und Müdigkeit die Köpfe schwer wurden.

Plötzlich horchte die Mutter auf. „Kommt der Peter heim? Ich habe gemeint, er sei schon lang im Bett.“ „Es ist gut, den will ich fragen“, sagte der Vater und rief: „Peter, Peter!“ Aber die Schritte hallten weiter die Stiege hinauf. Der Vater sprang auf und rief ihm nach: „Peter!“ Vom oberen Gang kam die Frage: „Was ist los?“ „Ja so, Du bist der Kasi. Komm schnell in die Stube, ich will Dich etwas fragen.“ Nicht eben schnell und unwillig kam der Kasi zurück und trat ins Licht der Stubenlampe hinein: „Was ist?“ Die Mutter sagte geschwind zu ihm: „Siehst Du denn nicht, daß der Vater von der Alp heimgekommen ist, kannst Du ihm nicht Willkommen sagen?“ „He ja, guten Abend, Vater, siehst gut aus, gute Alpzeit gehabt? Alles im Butter, was?“ fing Kasi zu reden an und lehnte sich im Halbdunkel an den Ofen. „Aber Du siehst nicht eben gut aus, mein Sohn, machst uns, wie es scheint, wenig Freude. Aber davon reden wir später. Unser Ring ist fort. Der Ring vom Landvogt, der Ring mit dem roten Stein. Weißt Du etwas davon?“ „Der Ring?“, fragte Kasi und tat verwundert, „nie etwas davon gehört, seit wann?“ Kasi rieb sich das Kinn und schaute mißtrauisch in die beiden Gesichter. Da kam der Mutter wie ein Blitz der Verdacht auf, der Kasi weiß, wo der Ring ist. Sie stand auf, die Hände auf der Tischplatte, weit vorgeneigt rief sie: „Lüg nicht, sag jetzt die Wahrheit.“ In ihren Wangen zuckte es gefährlich und die wilden Haare zitterten über ihrer Stirne im Licht. „Der Ring ist fort? Wie soll ich das wissen? Ich weiß ja nicht einmal, wo er versteckt ist. Das habt Ihr ja immer geheim gehalten. Was kann ich dafür!“ rief Kasi immer lauter. Aus diesem Särmen wurde dem Vater Gewißheit, daß sein Sohn lügt. „Kann ich jetzt ins Bett, ich bin müde?“, fragte Kasi frech. Aber nun befahl der Vater in einem Ton, der wie eine Mes-

ferschneide aus seinem Mund kam, mit einem Ton, der keine Widerrede duldete: „Du kommst jetzt hier an den Tisch.“ Mit seiner schweren harten Hand zeigte er auf den Stuhl ihm gegenüber. Dann nahm er ihn ins Verhör, Aug in Aug, den Kopf kaum eine Elle von seines Sohnes Gesicht entfernt. Die Mutter kannte diesen Ton, der ihr wie ein Messer ins Herz fuhr. Sie ging hinaus und zündete das Armenseelenlichtlein an. Am Herd, auf dem kalten Steinboden kniete sie nieder und rang die Hände:

war die Stunde gekommen, da der Vater seinen Sohn wie mit Eisenklammern anfaßte. Kasi sah die dicken Adern am Hals und dachte: „Der Vater wird das nicht lange aushalten.“ Aber er rechnete sich damit. Gegen diese Kraft konnte der Junge noch nicht anstehen. Schließlich verbockte er sich ins Schweigen: „Ich habe alles gesagt, mehr kann ich nicht sagen“ und blieb stumm wie ein Toter. Langsam verebbten die furchtbaren Vorwürfe. Lange Pausen folgten den Anschuldigungen. In einer solchen



Die neue Kirche in Obbürgen
wurde am 9. Mai 1954 eingeweiht
Photo A. Polster, Stans

„Heiliger, allmächtiger Gott! Heiliger Michael!“

Sein leichtes darüber hinweg Reden, das ihn schon in so mancher heiklen Lage gerettet hatte, half ihm hier nichts, diesem kraftgeladenen Blick, dieser Feldherrenstimme gegenüber. Der Vater durchbohrte ihn mit Fragen von allen Seiten. Aber Kasi war zäh und kämpfte verschlagen, wie ein Wilderer, der auf einem gefährlichen Felsband dem Wildhüter in die Falle gegangen ist. Nicht um Haaresbreite wich er zurück. „Ich weiß nicht, wo der Ring ist, und mehr kann ich nicht sagen.“ Aber der Kampf währte lange und galt nicht nur dem Ring. Jetzt

Pause ging Kasi hinaus. Der Vater hielt ihn nicht zurück. — Die Mutter rührte sich nicht. Kniend hörte sie auf jeden Tritt.

Mit einem tiefen Aufatmen trat Kasi in das dunkle Zimmer, warf seine Kleider in die Ecke und legte sich wie zerschlagen aufs Bett. Aber kaum spürte er das Kissen unter dem Kopf, sah er das Licht aufleuchten, sah den Peter vollständig angezogen aus dem Bett kommen. Peter setzte sich auf Kasis Bett. Und nun begann das zweite Verhör und eine Abrechnung, die ohne Lärm, nur mit geflüsterten Worten ihren Verlauf nahm und die noch gründlicher ins Herz ging, als der Kampf mit dem Vater.

Zwei Feste und zwei Briefe.

Ein herrlicher Herbsttag tat sich über den Bergen auf. Als ob die Natur ihre ganze Pracht in schönsten Farben ausbreiten wollte, einen Festkranz bilden wollte, zur großen Prozession, so überaus prächtig lag das Tal im Kranz der Firnen. Böllerschüsse hatten schon früh die Leute geweckt und gemahnt, sich rechtzeitig und feierlich zu rüsten. Die Kirche war reich bekränzt und beslaggt. Unter Glockenklängen und Liedersingen zogen die Priester in großer Zahl aus dem Portal auf den Platz, wo sich die Frauen, die Männer, die Mädchen, die Kinder in verschiedenen Gruppen versammelt hatten. Und dann zog die Prozession im Weihrauchduft und Fahnen Schmuck durch die Straßen und Wege. Nicht viel weniger Leute begleiteten die Monstranz unter dem Baldachin. Für jene, die fernblieben, kamen aus den umliegenden Weilern und Orten um so mehr. Mit Blumen und Seidentüchern, mit Sträußen und Figuren geschmückt waren die Häuser jener, die im feierlichen Zug mitschritten. Stumm und verschlossen, wie ausgestorben standen die Häuserfronten, deren Besitzer ihre Wut nicht bändigen wollten. Keine höhnischen Gesichter säumten die Straße. Keine neugierigen Gaffer störten die Beten. Würdig und in heiligem Ernst lebte das uralte Versprechen der toten Ahnen wieder auf.

Nach dem Gottesdienst füllten sich die Gasthäuser mit Besuchern. Wer nicht unbedingt zu Vieh und Herd heimkehren mußte, fand sich froh und gern mit Verwandten und Freunden beim festlichen Mahle. Nun brauchte es nicht mehr überzeugende Kanzelworte, nicht mehr Bitten und Mahnen des Pfarrers. Nun hat das Erlebnis in seiner ganzen Wucht jeden Zweifel verjagt, daß in Zukunft nur so der Prozessionssonntag begangen werden konnte. Der Pfarrer selbst saß mit seinen befreundeten Priestern und mit den geistlichen Würdenträgern zusammen im Kurhaus an der blumengeschmückten Tafel. Jodel und Lieder fehlten gegen Abend nicht. Aber es lag die Stimmung eines trauten, heimeligen Volksfestes über dem Dorf.

Am Sonntag darauf kamen die Tanzleute in Scharen von allen Seiten. Dafür hatten die geheimen Komitees genugsam Reklame gemacht. Aber auch die eigenen Leute fanden sich gern zu einem lustigen Tanz. Streitlustiger war die Stimmung und hitziger die Gemüter, als eine Woche vorher. Aber die Wirte konnten sich nicht an den Diskussionen beteiligen. Sie hatten in Küche und Keller alle Hände voll zu tun.

Der große Peter vom Vogthaus saß gemütlich bei seinen Jassern. Er wollte nicht den Anschein erwecken, als ob er gegen das Tanzen des Jungvolkes sei. Auch wollte er dabei sein für den Fall, daß die Gegenpartei eine Lausbuberei im Schilde führte. Sie nahmen ihn aber nicht wegen seiner Frömmigkeit aufs Korn. Sie trafen ihn an einer empfindlicheren Stelle. „Du hast doch der Korporation im Loh schon lange Millionen versprochen. Du hast es doch damals übernommen, bis nach Bern Deine langen Arme auszustrecken, um die Lawinen zu verbauen, den Bach zu regulieren. Zeig einmal Deine Tausendernöthli. Nicht einmal im Landrat hast Du auch nur eine kleine Aussicht auf Hilfe erreichen können. He da, Millionen-Peter, komm, schüttle Deinen Geldsack aus!“ Peter hörte gelassen zu, schaute aus seinen zusammengekniffenen Augen lauernd in die Runde, dann schlug er seine Karte auf den Tisch: „Gestochen, Stöck und gewonnen! Und wegen den Millionen, das habe ich in Gottes Namen nicht gewußt, daß man im Hauptort und in Bern zwei Jahre braucht, um die Brille zu putzen und die Schübel aus den Ohren zu nehmen, bis man ein Schreiben lesen und ein Volksbegehren hören kann.“ Es waren ihm nicht die rechten Leute beisammen. Darum brach er die gegen ihn gerichteten Spitzen mit Witzen ab. Aber der Vorwurf wurmte ihn gehörig. Dazu kam ihm sein langwieriger, unaufhörlicher Leidensgang wieder auf, wie eine unverdaute Speise, sein nutzloser Pilgerweg von Büro zu Büro, von Amtsstube zu Ratsaal, zu Behörden und Advokaten.

So ist es nun einmal im Leben; die Freude bleibt bei keinem ungetrübt lange auf Besuch. Auf dem Heimweg schlug er

die eiserne Spitze seines Stockes fest auf die Steine. Und unter seinem Schnauz hervorkamen viele grimmige Worte. Die Furchen in der Stirne wollten nicht glätter werden, da er am Lawinengang vorbei, die Straße hinan schritt.

Diese Runzeln wurden aber noch tiefer eingegraben von einem kleinen Briefböglein, das er einige Wochen später in seinen Händen hielt. Er hatte es von der Post erhalten in einem Umschlag, der mit ausländischen Marken beklebt war. Und da stand von seines Sohnes Hand geschrieben:

„Liebe Eltern!

Ich bin auf dem Weg übers große Wasser. Ich will Euch zeigen, daß ich mich unter fremden Leuten besser bewähren kann, als in der Heimat. — Ich will Euch nie mehr Kummer machen. Für das, was Ihr mir Gutes getan, dafür danke ich Euch.

— Ich werde Euch schreiben, wenn ich mein Ziel erreicht habe. Ich werde dann berichten, wenn Ihr mir etwas von meinen Sachen nachschicken wollt. So oder so kommt der Ring in Euer Familie zurück. Ich hoffe einmal als würdiger Sohn ins Vogthaus zurück zu kehren. Viele Grüße Euer Kasimir.“

Die erste Hälfte des Wortes „Vogthaus“ war dick unterstrichen.

Aber noch ein zweiter Brief kam mit den gleichen Marken über die Grenze hereingeflogen. Der Briefträger gab ihn vor der Türe des Hauses vor der Blitzfluh ab. Die Adresse war mit der gleichen stacheligen Schrift geschrieben.

Christeli nahm den Brief und ging verwundert in die leere Stube hinein. Am

Fenster gelehnt, brach es den Umschlag auf und las:

Liebes Christeli!

Ich bin heimlich fort und komme nie mehr zurück. Heute weiß ich, daß ich Dich nicht glücklich gemacht hätte. Auch über dem Meer will ich Dich nie vergessen. Du bist mir das Liebste, und es ist schwer, von Dir fortzugehen, das Schwerste. Nur noch eine einzige Bitte. Ich weiß, Du wirst es

tun. Nämlich, wenn Du den Peter heiratest, dann kannst Du den Ring behalten. Wenn Du fort gehst, oder die Frau eines andern wirst, dann gib den Ring meiner Mutter. Versprich mir das. Dir wünsche ich alles Gute und alles Glück Dein Dich immer liebender

Kasi.

Christeli starrte lange auf das eng beschriebene Blatt. Es las und las wieder von vorne. Dann setzte es sich müde auf die Bank am Tisch, stützte die Ellbogen auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Mutter kam herein. „Was ist Dir, was fehlt Dir?“ Da sie keine Antwort erhielt,

trat sie näher, legte zärtlich ihre Hand auf Christelis Nacken. — So sah sie den Brief und fragte: „Was ist das? Was hast Du in der Hand?“ Das Mädchen faltete den Brief zusammen und steckte ihn ins Nieder: „Mutter, das ist die Erlösung!“ Dann stand es auf, schlang beide Arme um Muters Hals und weinte sich an ihrem Herzen aus.

Von einem viel zu langen Jaß.

Auf der Kommode in der Stube steht eine alte Uhr auf vergoldeten Füßen. Zier-



Da sie keine Antwort erhielt, trat sie näher.

lich geschwungene Blumenmotive ranken sich als kostbare Einlegearbeit auf dem dunkeln Holz. Ohne Ruhe und Halt blinkt der Pendel durch das gebogene Glas. Das leise Ticken mißt die Zeit. Der Zeiger wandert unerbittlich rundum und sorgt dafür, daß die wehen, schmerzlichen Stunden ihr Maß erhalten. Läßt sich nicht beirren, auch die glücklichen Stunden gerecht zu bemessen. Das Schlagwerk mahnt mit seinem hellen vertrauten Klang, die Stunde ist verronnen und kehrt nie mehr zurück. Kein Wille und keine Gewalt kann das ewige Fließen und Gleiten der Zeit aufhalten. In diesem unerbittlichen Verströmen der Stunden liegt eine Heilkraft. Ein Leid, das in seiner Wucht untragbar erscheint, wird von der vorübereilenden Sekunde um kleinste Teile gemindert. Die Stunden und Tage und Wochen legen sich wie eine begütigende Hand auf die Wunde.

Die Zeit kann aber auch einen kleinen pochenden Schmerz hüten und pflegen und steigern, kann dem Herzen mit jeder Stunde schwerer aufladen. Wie kann zum Beispiel die Sehnsucht wachsen, von Stunde zu Stunde, vom Tag zur Nacht, wenn kein Gruß, kein Lebenszeichen, kein Brief kommt. Wie drängt das Verlangen, wie bohren die Zweifel, wie finster wird die Zukunft, wie jammert das Herz! Und wenn dann noch eine fremde Hand an die Wunde kommt, dann will der Mensch aufschreien oder dreinschlagen oder in eine dunkle Ecke fliehen und weinen, bis sich die Steine erbarmen. Christeli hat den Peter so lange nicht gesehen. Wie hat es dem Briefträger gewartet jeden Tag. Die Sonntage waren die schlimmsten, da mußte sich die Hoffnung bis auf den Montag abend ausdehnen. Und wieder kam nur die Zeitung oder ein Hestli. War nun durch die Abreise seines Bruders alles aus und vorbei? Hat der Kasi noch vorher mit Lügen und bösen Worten die Liebe Peters erstickt? Nein, die Zeit heilt nicht immer. Sie kann die Menschen in die Verzweiflung hinein treiben. Was hilft da, das goldene Leuchten über dem Herbstwald, das heimelige Rauschen der dünnen Blätter bei jedem Schritt, das wohlige Wärmen des

lieben Kachelofens, das lustige Tanzen der Schneeflocken und ihr wilder Wirbel. Schöne Bilder vergangener glücklicher Stunden rufen nur neuem Weh und Leid.

Doktor Kunrad ist doch gewiß ein lieber Mensch. Aber wenn er unter der Blitzflut am Hühnerstall vorbei geht und aufsäufig in Christelis trauriges Gesicht hineinlacht, dann ist er zum Ohrfeigen. Und hat überdies noch die Frechheit zu fragen, ob die Hühner mehr Eier legen, wenn man ihnen das Futter mit einer ausgewachsenen Jammermiene zuwirft. So ein Frechdachs! Und bleibt noch stehen und sagt weiter: „Wenn's Dir gelingt, daß sie so tüchtig legen, dann weiß ich Dir eine gute Verwendung dafür. Sollst jeden zweiten Tag ein paar Eier ins Vogthaus, ins lange Loch schicken, ich glaube, es fehlt ihnen dort an der guten Kost, zum allermindesten dem Peter, er wird jede Woche magerer. Ist traurig zuzuschauen.“ Christeli spürt ein eigenartiges Jucken in den Augen. Seine Wimpern huschen auf und ab. „Bin leider kein Doktor, Herr Doktor“, gibt Christeli zurück, „und Peter gehört leider nicht zu meinen Patienten. Aber wenn ich ein Doktor wäre, dann würde ich ihm ein gutes Mittel verschreiben und würde ihn jeden Tag zweimal besuchen, solange bis er wieder gehörig bei Kräften wäre“. „Und wie heißt dieses Mittel, schönes Fräulein?“ Da ging ein verschmitztes Lächeln über Christelis Gesicht. Es stellte seinen Futterkorb zu Boden, kam bis an den Hag und sagte ihm ganz leise: „Arztgeheimnis, Herr Doktor!“ Da lachte er so, daß ihm der ganze große Umfang in Erschütterung kam: „Ganz prima, reine Vertrauenssache, soll ich einen Gruß mitnehmen?“ „Nur für den Fall“, meinte Christeli im Weggehen, „daß er sich in seinem jetzigen hoffnungslosen Zustand noch für so etwas interessiert.“ „Wird gemacht, behüt Dich Gott, mein Kind.“ „Und vielen Dank Herr Doktor“, rief es ihm nach.

Aber der Doktor kam mit seinem Gruß zu spät. Noch am selben Abend, während ein Schneewind um das Haus tobte, die Fensterläden gegen die Holzwand schlugen und das Feuer im Herd und im Ofen toste,

kam nach dem Nachessen ein schwerer Schritt die Laubentreppe hinauf, ins Haus hinein und auf die Stubentüre zu. Eine kräftige Hand klopfte. Dann trat der Peter in das Lampenlicht hinein und sagte: „Guten Abend miteinander.“ Der Hansli hinter dem Tisch rief: „Au, das ist fein!“ Sonst sagte vorläufig kein Mensch ein Wort, so erstaunt waren alle um den Tisch. Christeli wollte aufstehen, es war ihm plötzlich zu heiß hinter dem Tisch. Aber es war zwischen seinen Brü- dern eingeklemmt, die sich beide nicht bewegten. Endlich lud die Mutter den Peter an den Tisch, fragte, ob er schon zu nacht gegessen hätte, sie seien eben schon fertig. — Wenn es schon so früh dunkel sei, dann wollten sie am Abend lieber vorwärts machen. — Dann kam ein Gespräch über das Wetter in Gang, wie es schon früh Winter geworden sei. Nach einer guten halben Stunde wurde man langsam gwunderig,

warum der Peter bei diesem Wetter im guten Sonntagsgewand an einem gewöhnlichen Werktag in Hohenau sei und warum er überhaupt hergekommen. Aber niemand fragte auch nur mit einem Wort. Der Vater meinte, nachdem das Gespräch schon drei-viermal ins Stocken geraten war, ob er einen Jaß machen wolle. Peter gab darauf Bescheid, er sei zwar nicht wegen dem gekommen, aber er sei nicht dagegen. Christeli holte die Karten, wischte den Tisch rein und musterte die kleinen Buben ins Bett.

Der Toni und der Andres kamen zusammen. Also machte der Vater mit dem Pe-

ter Partei. Die Karten flogen munter auf den Tisch und manch trübes Wort dazu. Die Mutter saß mit ihrem Nähzeug neben dem Vater und schaute beiden Nachbarn in die Karten. Christeli klapperte in der Ofenecke mit seinen Eismernadeln. Aber der Strumpf wurde trotz dem langen Spielen nicht viel größer. Nicht nur weil es so weit von der Lampe weg saß. Es schaute unverwandt zum Peter hinüber, der ihm halbwegs den Rücken zugekehrte, versuchte

sein Herzklopfen zu zähmen und verwünschte alle Jaßkarten auf den tiefsten Grund des Vierländersees... Wenn wieder eine Runde fertig war, die Sieger mit selbstbewußtem Lächeln einen kräftigen Strich auf den Täfelirand markierten, schaute der Vater fragend zu den Mitspielern hin. Dann nahm wieder einer die Karten auf und verteilte neu. Aber einmal mußte die Frage doch gestellt werden. Und darauf gab der Peter Bescheid, ja, es

sei ihm schon recht aufzuhören. Er habe noch mit dem Christeli etwas zu reden und der Weg bis ins Loh sei ja weit und dunkel genug diese Nacht. Der Andres sagte trocken: „Dann kann die Mutter Deinen Platz einnehmen und weiter spielen. Das Christeli holt Dir schon einen Stuhl neben sich.“ So dröhnten die Jungen noch eine gute halbe Stunde mit Witzeln und Sprücheln die Zeit hinaus, spannten den Peter und das Christeli nach Herzenslust auf die Folter. Peter verlor nicht die Geduld und nicht den Humor und blieb ihnen nicht eine einzige Antwort schuldig. Endlich fragte die



Gugguis

Photo Leonard von Matt

Mutter laut und energisch, ob denn heute keiner in den Gaden zünden wolle. Man bequemte sich schließlich langsam aufzustehen, an den Barometer zu klopfen, die Pfeife und den Tabak zu suchen, von morgen und übermorgen zu reden und endlich halt doch aus der Stube zu verschwinden.

Dreimal kam die Mutter noch zurück und fragte, ob etwas zum Trinken nötig sei. Zweimal streckten die Brüder noch den Kopf herein. — Aber nach und nach kam doch Ruhe ins Haus. — Wohl hörte man den Vater noch lange in der Kammer hin und her gehen, aber das verhinderte nicht, daß Peter zum Christeli auf das Kanapee saß und nun leise anfing zu reden: „Christeli, ich hab mir gedacht, ich will es nun so machen, daß Deine Leute nicht mehr zweifeln können, daß es mir ernst ist. Wenn dann nichts daraus wird, eh nun, dann kommt halt das noch dazu. Aber dann kommt es auch nicht mehr darauf an. Ich habe jetzt lange gewartet. Aber jetzt möchte ich nicht mehr, das heißt, jetzt kann ich nicht mehr. Christeli, wie ist es Dir ergangen, die lange Zeit?“ So gleichgültig, wie es ihm bei dem Herzklopfen nur möglich war, sagte es: „Ja weiß Du, man hat so viel zu tun, vom frühen Morgen bis in den Abend, da vergeht die Zeit noch schnell.“ „Ja, hast Du denn nie an mich gedacht?“ fragte er wehmütig. „Das schon, hie und da, aber Du hast es, glaub ich, ganz vergessen, an mich zu denken.“ „Christeli, wenn Du wüßtest, wie manchen Brief ich angefangen habe. Aber das, was ich Dir sagen wollte, das kann ich nicht schreiben. Ich kann das nicht auf das Papier hinfetzen und dann warten, denken und bohren, wie Du das aufnimmst. Dir keine Antwort geben können, wenn Du die dummen geschriebenen Worte nicht recht verstehst. Ich war fort, in der Stadt und wollte Dir eine Karte schreiben, einen Gruß. Aber, was sollte ich auf eine Karte kritzeln, wenn ich doch nur eine Frage an Dich zu richten habe, eine einzige Frage, von der mein ganzes Leben abhängt. Und so habe ich auch das bleiben lassen.“ „Und doch“, sagte es schlicht, „und doch hätte mich ein Gruß gefreut. Weißt Du, Peter, kein Lebenszeichen,

all die lange, lange Zeit!“ Darauf legte er seinen Arm auf Christelis Schultern. „Hast Du Dich auch so fürchterlich gesehnt?“ Christeli blieb still. Er versuchte aus seinem Gesicht eine Antwort zu bekommen, aber die Züge veränderten sich nicht. Es schaute gegen das Licht, als ob seine Gedanken in weite Fernen schweiften. Dann begann er wieder: „Ich kann nicht mehr leben so. Ich kann nicht mehr ohne Dich sein. Du hast es jetzt in der Hand, jetzt in dieser Stunde. Kannst mich zum glücklichsten Menschen machen, oder verstoßen, wie einen Verdammten. Ja genau so, dann wird mir jeder Tag, jeder Augenblick zur Hölle. Christeli“, rief er ganz laut. Nun schaute es ihn voll Liebe an: „Und Du meinst, ich könnte dann lachen und singen und fröhlich sein? Nein, Peter, das wäre dann auch für mich vorbei. Meinst Du, mein Herz sei aus Eisen und Stein? Ich würde landauf und landab gehen, mir die Füße wund laufen, um ein Mädchen zu finden, das Dich trösten und aus diesem Elend retten könnte.“ „Geh nicht, bleib da“, sagte er ernst, „Du wirst keines finden. Nur Du kannst mich erlösen, nur Du. Und kannst es mit einem einzigen kleinen Wort, kannst es jetzt in diesem Augenblick und für mein ganzes Leben. Christeli“, bat er, „gib mir Dein Wort, sag ja, gib mir Deine ganze große Liebe.“ Das Mädchen schaute ihm so nahe und so voll Innigkeit in die Augen, als ob es seine Seele hineinversenken wollte und sagte, indem es ihm fachte die Haare aus der Stirne strich: „Du willst von mir das Ja, das mich für immer an Dich bindet. Peter, weißt Du, was das heißt? Jetzt kann ich Dir dieses Ja nicht geben.“ Erschrocken fuhr er zurück. Aber Christeli sprach mit unendlich liebevoller Stimme weiter: „Aber ich verspreche Dir und gebe Dir meine Hand darauf, in der Kirche, vor dem Altar, will ich es Dir für's ganze Leben geben.“ Peter nahm nicht nur die Hand, er nahm auch das glücküberstrahlte Gesichtlein, den Kopf mit allen wilden Locken, nahm das Mädchen mit solcher Kraft in seine Arme, als wollte er es Wochen und Jahre nicht mehr loslassen. In diesem Jubel und diesem Eingeschlossensein empfand Christeli jene weit-

auf fliegende Freude, die über jeder Angst und jeder Erdschwere schwebt.

Unentwegt verstreute die Uhr ihr Tick-Tack in die stille Stube und der Pendel blinkte im Lampenschein bei jedem Hin und Her.

Wenn die Gewalt ins Tal einfriedt.

Wer kennt nicht die Stille, die sich ins einsame Hochtal einbettet, wenn die Wol-

Ruhen in der Nacht. Er legt sich in die feinen Ritzen der Balken, auf die schmalen Simse der Fenster, legt sich auf den Atem, auf das Herz. Nutzlos scheint es, die Hände flehend zu erheben oder die geballten Fäuste. Ohne Pause, ohne Rauschen, ohne Echo fällt der Schnee und wächst.

Im langen Loh sind die Häuser einsam; wie wenn jedes auf einer eigenen Insel abgeschlossen wäre, liegt es hinter dem dichten



Blick auf Alpnach

Nach einem hundertjährigen Stich

fen bis auf die Tannen hinunter stehen, wenn das Grau undurchdringlich vor den Fenstern hängt, ein Grau von fallenden Flocken ohne Zahl, Tag und Nacht? Wer kennt nicht das unaufhaltsame Wachsen der Schneemassen auf Weg und Dach, das Strauch und Hag und Türe eindeckt? Aber das Aufsteigen der Angst, das Bewußtsein hilflos und machtlos diesem lautlosen Geschehen ausgeliefert zu sein, das kennt nur der Bergler, der in diesen maßlosen Wintern aufgewachsen und groß geworden ist. Schnee tanzt vor den Fenstern, Schnee tanzt vor den Augen, bei der Arbeit, beim

ten Vorhang des fallenden Schnees. Kein Licht verbindet sie und kein Weg. Nutzlos, einen Pfad zu schaufeln, wenn jederzeit der Wind aufkommen kann, der jeden Graben verweht. Und wieder verschleppt sich eine Nacht in das lichtlose Grau des Morgens hinein. Unverändert tief bleibt das Quecksilber im Barometer. Auch der Nachrichtendienst vom Radio verspricht kein Aufbrechen der Wolken, kein Ende der lautlosen Gefahr. Und dann, mitten am Tag, zuerst ein Brummen, das wie aus dem Keller unter dem Boden aufsteigt. Und dann ein Tosen und Brüllen, Balken krachen und

fenster brechen. Wie wenn in fürchterlichem Schrecken das ganze Haus erschüttert würde. Darüber hin und durch alle Ritzen pfeift der Luftdruck, bauscht die Vorhänge in die Stuben, schwingt die Lampe, die erlischt. Ist das das Ende? Ist das der Anfang? Neigt sich nicht die Wand? Ist der Nachbar noch am Leben und seine Kinder? Wer weint da und betet?

Ruchlos kommt die Gewalt vom Berg. Bricht den Wald, füllt die Felsen, stürzt sich hinab, reißt alles mit sich, Erde, Steine, Tannen, das eilende Wild. Wo ist das Toben, das Donnern hingestürzt? Das dichte Grau verschweigt es. Wer hinausstürmt, wer helfen will, versinkt bis an die Brust. Das Telefon gibt keine Antwort mehr. Die elektrischen Leitungen sind begraben und zerrissen. Wie mit gebundenen Händen ist der Mensch zum Warten verurteilt. Tic tac, tic tac mißt die Uhr auch diese endlosen, grauenvollen Stunden.

Der Morgen zeigt die Verwüstung, der Morgen endlich, der eine sieghafte Sonne zwischen den fahrenden Wolken durchläßt. Die ersten Boten kommen auf Ski. „Die Straße ins Tal ist weg. Haushoch liegen Geröll und Stämme dort, wo die Straße war.“ Aber nicht nur dort hat die Lawine gehaust. Auch auf das Vogthaus zu kam die böse Gewalt. Keine zehn Klafter hinter dem Haus lagen die braunen Massen wie Felsblöcke im Wildbachbett. Der kleine Stall in der oberen Matte war vom Lawinenrand nur so auf die Seite gelegt worden. So wie man mit der Hand Asche und Tabak vom Tisch wischt. Das Heu in Fetzen zerzaust oder unter die Masse vermengt, die wie Zahnstocher aufragen und der First, weggestoßen und umgewendet, streckt seine Rufen in die Luft.

Was wollen die paar Männer aus dem Loch mit ihren Schaufeln und Pickeln beginnen? Und doch gehen sie an die Arbeit, mit Ross und Schlitten, bauen in die Lawine einen Weg über dem schrecklichen Wirrwarr von Holz und Schutt und Steinen. Sie müssen ins Tal. Man muß die Leitungen ausgraben. Es darf nicht alles stocken und stille stehen. Eine Wohltat ist es, wieder zu schaffen, seine Hände zu rüh-

ren, zu graben, zu rufen, zu reden nach solchen Nächten und Tagen des nutzlosen ängstlichen Wartens.

Die Sonne scheint. Der Biswind bläst. Festigt und setzt den Schnee. Rosmarie und sein kleiner Bruder, der Robi, suchen bei den Trümmern des kleinen Stalles nach Holz. Bretter, die aus dem Schnee ragen, Balkenstücke, die von der Gewalt zerbrochen und aufgespalten. Glücklicherweise war kein Vieh in diesem Gaden gestanden. Jeder Fund wird mit freudigem Schreien vermeldet. Man kann sie ruhig werfen lassen. Jetzt ist die Gefahr für diesmal vorbei. Jetzt kommen sie auf das Haus zu gelaufen und schreien: „Mutter, Mutter, eine Frau, eine holzige Frau!“ Was bringen sie da? Was hält das Mädchen mit beiden Armen an seinen Leib gedrückt? Die Mutter kommt vor die Türe. Steigt die eingestampften Stufen auf den Schnee hinauf. „Was habt ihr da? Warum schreit ihr so?“ „Schau mal, Mutter, eine holzige Frau, und da ist sie noch goldig.“ Und der Robi erklärt wichtig: „Wir haben sie bei den Dachbrettern gefunden in einem schwarzen, dreieckigen Tuch, das grauig stinkt.“ Die Mutter stellt das Holzstück in den Schnee. Aus Schmutz und Dreck schaut ein zartes Gesicht und der Kopf eines Kindes. „Wo habt ihr das gefunden?“ Und beide zur gleichen Zeit schreien vor Freude: „Bei den Brettern im Gadendach!“ Da nimmt es die Mutter wie ein Kind auf den Arm, geht hinab und sorgsam zur Türe hinein. Die Kinder neugierig hinterher in die Stube und rufen: „Großmutter, eine holzige Frau! Wir haben sie gefunden.“ Die Mutter stellt sie auf den Tisch, in den schrägen Sonnenstrahl. Die Großmutter erhebt sich stöhnend von ihrem Lehnstuhl, kommt mühsam die paar Schritte herzu. Greift und betastet die merkwürdige Figur, fingert den Falten nach, streicht über die Rundungen und sagt mit einer Stimme, die wie aus dem Grabe kommt: „Das ist des Vogt's Madonnenbild. Das ist die Muttergottes vom italienischen Bischof. Jetzt bist Du endlich doch gekommen, Maria mit dem Kind. Hab Dich so lange erwartet. Jetzt bleibst Du immer bei uns.“

Die Liebe geht über Schutt und Trümmer.

Zwischen der schweren Arbeit an der Lawine, beim Essen und nach Feierabend wird über den großen Peter im Vogthaus wacker geschimpft. Kaum ein Genossenbürger, der nicht seinen Aerger an ihm abwischt, ihm nicht ein bissiges Wort zuruft. So sind die Menschen; kaum der Gefahr entronnen, heben sie Steine auf und suchen, wen sie damit treffen können. Sie zählen ihm auf, was er alles versprochen hat. Sie schieben ihm das Unglück in die Schuhe. Sie zählen ihm ihre Verluste auf. Als ob er sie ihnen vergüten müßte, vergüten könnte. Peter schuftet wie ein Acker Gaul. Aber er geht nicht auf die spitzigen Reden ein. Er weiß zu gut, was er alles getan. Und er kann ihnen das nicht erklären. Vor allem jetzt nicht, da jede Minute, jede freie Hand so notwendig gebraucht wird. Jetzt ist nicht Zeit zum Reden und zum Diskutieren. — Jetzt wird zuerst verbissen um die Verbindung mit der

Außenwelt gekämpft. Und sie wissen ja nicht und können nicht wissen, was auf der andern Seite der Lawine vor sich geht. Was da telefoniert und geschrieben, aufgeboten und gemeldet wird. Wie in den Amtsstuben die Akten nachgesucht und geprüft werden. Wie manches Schreiben hervorgesucht, wie manches Protokoll von Peters Besuchen und Besprechungen plötzlich ausgegraben und studiert wird. Ja jetzt, da die Katastrophe ein solches Ausmaß angenommen, jetzt, da die Zeitungen bebilderte Artikel

bringen, jetzt, da die Hochspannungsleitung am Boden liegt. Jetzt wird der Ernst seiner Postulate erkannt. Nun rauscht und knistert es in den Drähten und Papieren auch in Bern. Soldaten werden aufgeboten. Das Radio gibt Meldungen durch. Die ersten Nachrichten, daß auf der andern Seite auch gearbeitet und gesprengt wird. Und nun erhebt sich über alle Aemter und Kanzleien hinweg die echt freundeidgenössische Hilfsbereitschaft. —

Schnee fällt wieder über den braunen Schutt und Dreck und deckt mit reinem Weiß den Ort der Verheerung zu. Lastwagen, Kipper, Krane und Traktoren rumoren und lärmen. Nach fünf Tagen reichen sich die Männer von beiden Seiten die Hand. — Bald leuchtet wieder das Licht auf, am Weg, in den Stuben und Ställen. Das Leben nimmt seinen Pulsschlag wieder auf. An einem der nächsten Sonntage gehen zwei junge Menschen zwischen den hohen, kalten Schneemauern der Lawine durch, die Straße hinauf gegen das lange Loch. Sie



Die Großmutter erhebt sich von ihrem Lehnstuhl.

sehen nicht aus wie abgehetzte, überarbeitete, vom Unglück geschlagene Leute. Auf ihren Gesichtern ist vielmehr ein fröhliches Leuchten zu erkennen. Ihr Gang ist leicht und beschwingt. Sie gehen Hand in Hand, wie Kinder. Sie gehen weithin ohne viele Worte. Ihnen genügt ein Blick, um alles zu wissen. Sie kommen auf den schmalen, tief ausgeschöpften Pfad gegen das Vogthaus zu. „Geh Du voraus“, sagt Christeli. Sein Herz pocht so laut und stark. Es weiß ja nicht, daß schon Besuch in der Stube sitzt.

Eine Stunde früher ist ein schlanker hagerer Mann den gleichen Weg hinauf gegangen. Ist auch in den schmalen Weg zum Dogthaus eingeschwenkt. Dann hat er kräftig an die Türe gepocht, ist eingetreten und hat die Familie begrüßt: „Gott zum Gruß, meine lieben Leute!“ „Nein aber auch“, hat die Mutter ausgerufen, „der Herr Pfarrer, bei diesem Schnee und wüsten Weg, willkommen, Herr Pfarrer!“ Freundlich und kräftig bot der Pfarrer jedem die Hand, auch der Großmutter, die noch am allermeisten klagte, daß sie für einen solchen Besuch nicht das richtige Kleid an habe. Gläser und Teller kamen von allen Seiten wie zugeflogen. Der Pfarrer konnte sich kaum erwehren. Er fing aber unbeirrt von seinem Anliegen zu sprechen an: „Ich wollte den ersten guten Tag benützen, da man endlich wieder zu Euch herauf kommen kann, um zu schauen, wie es Euch geht. Und dann habe ich eine Nachricht bekommen, daß Euer altes, ehrwürdiges Madonnenbild gefunden worden sei. Das möchte ich gerne sehen.“ Nicht die Mutter, der Vater selbst ging nun in die Kammer hinein und brachte die Madonna in die Stube. Er stellte sie an jenen Platz auf der alten Truhe, wo er wußte, daß sie tagsüber im besten Lichte stand. Wie manche Stunde war er schon in den Anblick versunken dageessen! Mit welcher Sorgfalt hatte er selbst den uralten Staub und Schmutz von den Farben und der Vergoldung abgenommen! Nun stand sie da, leuchtend im dunkeln Blau und in dem feurigen, glutvollen Rot, und aus dem alten Gold des Mantels schienen Lichter versunkener Jahrhunderte aufzuschimmern. „Welche Schönheit, welche Pracht!“ staunte der Pfarrer, „und welche innige Liebe zu dem Kind!“ Lange blieb er stehen, konnte sich nicht sattsehen. Eine Stille und Weihe kam in der Stube auf, wie in einer Kirche.

„Sie ist viel schöner, als ich es mir vorstellen konnte, viel edler in ihrer Haltung und Innigkeit. Daß ist eine Freude und ein Glück für die ganze Pfarrei.“ Dann setzte er sich wieder an den Tisch und begann von neuem: „Im Archiv habe ich gelesen und gefunden, daß früher dieses Mutter-

gottesbild am Tage vor der Prozession ins Dorf geführt worden ist und dann am Festsonntag mitgetragen wurde. Ich möchte Euch fragen, ob Ihr es wieder so halten wollt?“ Des Pfarrers hell leuchtender Blick wanderte zur Mutter, zum Vater, zu den Kindern und zurück zu der prächtigen Figur. Dann kam vom Ofen her die Stimme der Großmutter: „Wir wissen das alles seit immer. Hier weiß es jedes Kind. Schon am ersten Tag nach der Lawine sind wir uns alle einig gewesen, das so zu halten, wenn Ihr einverstanden seid, Herr Pfarrer. Wer weiß, es kann sein, daß die Maria mit dem Kind solange verborgen geblieben ist, bis die Prozession wieder in der alten Ehrwürdigkeit gehalten werden konnte.“

Der Pfarrer wollte eben mit Reden und Danken anfangen. Da flog die Türe auf, ein Mädchen mit braunen wilden Haaren, mit einem zarten Gesichtlein, fast gar wie ein Madonnenbild, wurde in die Stube geschoben und dahinter sahen alle den lachenden Peter, der rief: „Es hat Angst vor Euch, es getraut sich nicht, bitte nicht aufessen.“ Nun aber gewahrte er den Herrn Pfarrer und wurde selber rot bis über die Ohren. „Ja guten Tag, Fräulein, grüß Dich Gott, Peter“, kam der Pfarrer als erster herzu. Dann begann die Mutter heftig umherzuschwirren: „Natürlich, für so viele Leute hat man fast gar zu wenig Platz und Schabellen in der Stube. Aber wer hätte auch das gedacht! Bei diesem wüsten Schnee und Weg.“ Vor lauter Aufregung bot niemand den beiden Platz an. Christeli stand verlegen in der Mitte und schaute in die staunenden Gesichter. Peter legte ihm ganz ungeniert den Arm um den Hals, fuhr ihm mit der Hand sachte über die Backe und sagte: „Das ist mein Schatz, mein liebes Christeli, das ich Euch heute zeigen wollte.“

Der Vater warf einen prüfenden Blick in das ebenmäßige, ruhige Gesicht des Mädchens, dann sagte er: „So ist also der Pfarrer gleich zur rechten Stunde da. — Komm, Christeli, setz Dich zu mir auf die Bank, daß ich Dich gut anschauen kann.“ Christeli nahm gerne die dargebotene Hand

und sagte laut und lieb: „Guten Tag, Vater.“ Und dann: „Grüß Gott, Mutter. Und das ist wohl die Großmutter, von der ich schon so viel gehört habe.“ Der Pfarrer war inzwischen aufgestanden, suchte nach seinem Hut. Er wolle jetzt gehen, er müsse noch weit und rechtzeitig wieder daheim in der Kirche sein. Und so, wie er sehe, komme er ja in nächster Zeit wieder mit diesen jungen Leuten zusammen. „Ich wünsche Euch von ganzem Herzen Glück, meine Lieben.“

So wie auch alle sich wehrten und auf ihn einredeten, er war nicht mehr zum Bleiben zu bewegen. Herzlich dankend nahm er Abschied. Vater und Mutter begleitete ihn hinaus. So konnten sich unterdessen die Beiden glücklich hinter den Tisch setzen.

Bald kam die Mutter wieder zurück. — „Aber Peter“, sagte sie mit erhobenem Finger, „Du hättest uns auch ein Wort sagen können. Uns so zu überrumpeln. Uns hat er kein Wort, kein Sterbenswörtlein gesagt.“ — Wein stand auf dem Tisch und knusperige Küchlein, Gläser waren auch bald zur Hand. „So, Du bist von Hohenau, von der Blitzfluh her?“ fragte die Mutter, während der Vater hereinkam und umständlich im Buffet alle Gänsterli untersuchte. Endlich fand er das Zigarrenkistli, suchte lange und mit Sorgfalt die beste Brissago heraus und kam dann neben Christeli zu sitzen. „So und jetzt habt ihr genug gegafft“, sagte er energisch zu den andern, „könnt dann nachher wieder hereinkommen, wenn ich Euch rufe.“ Gegen diese väterliche Tonart war nicht aufzukommen, so ungern auch das

Rosmarieli und der Robi gehorchten. Der Werni sagte, er müsse sowieso in den Stall, heute komme doch wahrscheinlich niemand zum Helfen.

Die Großmutter fing mit Fragen an. Immer wieder kamen aus ihrer Ecke her, wie Pfeile die Fragen geflogen. Aber nicht wie von einer gwundrigen Frau, gütig und klug. Christeli spürte bald, daß es hier bei Leuten sei, die ihm wohlgesinnt entgegenkommen. Und dann hatte es auch den Peter neben sich, der ihm wie ein schützender Hort, wie ein himmlischer Beschützer vorkam. Die Mutter brachte die Reden bald auf das Kochen und Flicker, auf das Nähen und Stricken. Christeli erzählte munter, was es bei den fremden Familien alles gesehen und gelernt habe. Dann kamen noch die Hühner zur Sprache. Und da Christeli auch in diesem wichtigen Thema gut Bescheid wußte, breitete sich ein gütiges Staunen über die Züge in Mutters Gesicht aus.

Der Vater sprach nicht so viel, aber man sah, daß hinter seiner Stirne die Gedanken

in ganzen Reihen aufmarschierten. „Ich meine“, begann er endlich, „hier im Vogthaus ist Platz genug. Habe auch so als Sohn hier eingehaust. Wegen dem ließe sich das schon machen. Aber so geschwind habe ich doch nicht daran gedacht. Was habt ihr denn so im Sinn gehabt, doch nicht schon im Frühling?“ Christeli schaute gottgegeben auf seine gefalteten Hände, wartete aber ängstlich auf die entscheidenden Worte, die nun folgen sollten. Peter wendete sich dem Vater zu und sagte: „Ich danke Dir vielmals, Vater, daß Du davon



Nun kam in der Stube eine heitere Fröhlichkeit auf.

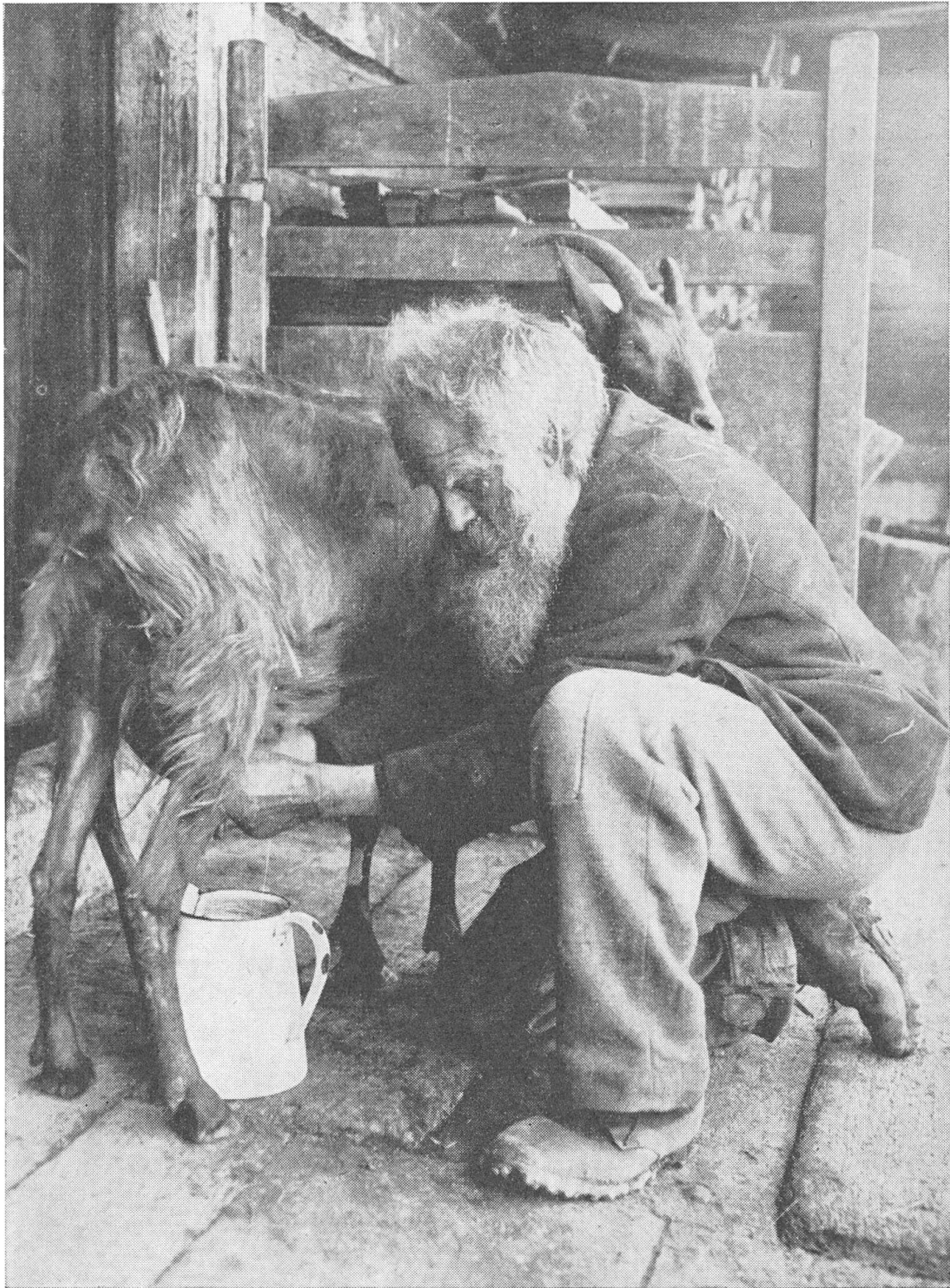
spricht. Eigentlich wollte ich ja heute nur mit dem Christeli zu Euch kommen, damit Ihr Euch kennen lernt und“, dabei zwinkerte er schalkhaft zur Mutter hinüber, „damit Ihr mir einen guten Rat geben könnt. Ich weiß nämlich noch nicht so ganz genau, ob ich das Christeli gern haben soll.“ „Nein aber so etwas“, rief die Großmutter entrüstet, „Du bist doch immer der gleiche Lappi. Siehst Du denn nicht, wie Du ihm weh tust.“ Das Mädchen aber schaute gar nicht leidvoll aus. Es lachte vielmehr mit beiden weitoffenen Augen und sagte: „Seid unbesorgt, Mutter, ich versichere Euch, vor einer Stunde hat er es noch ganz gut gewußt.“ „Im Herbst oder Frühling“, begann der Vater wieder. „Welchen Frühling? frug Christeli geschwind. Der Vater verstand den Ernst, der in dieser leicht hingeworfenen Frage lag, schaute gütig in das gespannte Gesichtlein und sagte: „Der allernächste Frühling, Christeli, vielleicht schon, bevor wir auf die Alp gehen.“ Da glitt die zarte Hand des Mädchen zur groben Männerfaust des Vaters hinüber, drückte sie sanft zu den Worten: „Danke Dir, herzlichen Dank, Vater.“ Die Großmutter hob mit feierlicher Stimme an: „Daß Euch der liebe Gott behüte und segne und über Euch wache jede Stunde.“

Nun kam über die fünf Menschen in der Stube eine heitere Fröhlichkeit, ein stiller innerer Frieden, der auch nicht ganz gestört wurde, da Christeli mit tiefem Ernst zu sprechen anfing: „Noch etwas muß ich Euch berichten. Ihr wißt vielleicht, daß Euer Sohn, der Kasi, oft bei uns in Hohenau gewesen ist.“ Ein Schatten huschte übers Vaters Augen. „Reden wir heute doch lieber nicht davon“, griff die Mutter ein. Aber der Vater war anderer Meinung. „Sag nur, was Du auf dem Herzen hast. Der Kasi hat keinen leichten Weg vor sich. Er ist ein Bub, der nur vom rauhen Leben selbst geformt und gebildet werden kann. Und wir wollen jetzt zufrieden sein, so wie es ist, Mutter, mit dem guten Bericht von ihm.“ Christeli schaute vom Vater zur Mutter hinüber, dann holte es tief Atem und

begann: „Kasi hat mir einmal ein Geschenk gemacht. Ich wollte es nicht annehmen. Aber er hat es gegen meinen Willen dgelassen. Er kam nie mehr darnach zu uns. Es war mir nicht möglich, ihm dies Geschenk zurück zu geben. Vom Ausland her hat er mir geschrieben, es gehöre hierher, ich solle es unter gewissen Umständen seiner Mutter bringen. Die Umstände sind jetzt nicht so, wie er schreibt, aber ich möchte es Euch, Mutter, am heutigen Tag, da Ihr mich so lieb aufgenommen habt, übergeben.“ Mit diesen Worten nahm Christeli aus seiner Tasche ein feines, weißes Tüchlein hervor, legte es auf dem Tisch auseinander und daraus hervor funkelte und leuchtete der goldene Ring mit dem roten Stein. Sprachlos schauten die Augen ringsum auf das Kleinod. Eine Träne fiel aus Christelis Augen auf das dunkle Aufbaumblatt. Die Mutter fuhr sich über das Gesicht, als ob sie nicht recht sehen könnte. Von der Ofenecke her kam die Stimme der Großmutter, von Rührung durchbebt: „Des Landvogts Ring! Maria mit dem Kind kommt zurück. Der goldene Ring kommt zurück. Ein großes Glück kommt uns ins Haus. Dir sei Dank, allmächtiger, ewiger Gott!“

Da das Schweigen dauerte und niemand sich fassen konnte, nahm Christeli Mutters Hand, steckte ihr den funkelnden Ring an den Finger und sagte lieb: „Freut Ihr Euch nicht, Mutter? Er ist doch so unendlich schön.“

Und ob sie sich freute? Sie wußte ja nicht wo hinschauen. Und der Vater mußte unaufhörlich an seiner Brissago kauen, um sein Würgen in der Kehle zu verbergen. Endlich fand er seine feste Stimme wieder: „Ja, unser Ring kommt zurück, das alte teure Erbstück. Aber wer weiß, bald vielleicht kommt er wieder zurück zu Dir Christeli. Du wirst ihn dann weiter hüten und in Ehren halten. Denn Du, Peter, wirst mit Deiner Frau hier auf dem Vogthaus leben und unsere Art und Gesinnung an neues Leben weiter geben. Gott helfe Dir, Euch beiden.“ — Die Madonna in ihrem goldenen Mantel lächelte gütig.



Des Bergbauers Milchkuh
Photo Furter, Davos